

Freiburger
Zeitschrift für
GeschlechterStudien

28 | 2022

fzg

Verschränkte
Ungleichheiten
in historischer
Perspektive



Impressum

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 28 | 2022

Herausgeber*innen:

Prof. Dr. Nina Degele und Dr. Karolin Heckemeyer (geschäftsführend)
Dr. Wiebke Backhaus, Prof. Dr. Bettina Fritzsche, Dr. Beate Rosenzweig, Prof. Dr. Sigrid Schmitz

Gastherausgeber*innen:

kollektiv geschichte*intersektional: Miriam Bräuer-Viereck, Dr. Anne-Laure Briatte,
Prof. Dr. Isabelle Deflers, Mirjam Höfner, Dr. Marie Muschalek, Dr. Nina Reusch

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Sylvia Buchen, Prof. Dr. Elisabeth Cheauré, Prof. Dr. Heike Drotbohm,
Prof. Dr. Monika Fludernik, Prof. Dr. Christine Gerhardt, Prof. Dr. Petra Gieß-Stüber,
Prof. Dr. Elke Gramespacher, Prof. Dr. Josef Jurt, Prof. Dr. Barbara Korte,
Prof. Dr. Helga Kotthoff, Prof. Dr. Rotraud von Kulesa, Prof. Dr. Sieglinde Lemke,
Prof. Dr. Judith Schlehe, Prof. Dr. Gabriele Sobiech, Prof. Dr. Magnus Striet,
Prof. Dr. Nina Wehner, Prof. Dr. Weertje Willms

Redaktion:

Rebekka Blum, Maria Eitel, Annegret Erbes, Dr. Joris A. Gregor,
Marie-Helen Hägele, Cassandra Hammel, Sandra Lang, Lukas Potsch,
Stella Rutkat, Anna Sator, Annika Spahn

Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen Autor*innen.

Koordination:

Pia Masurczak, Julia Schweizer, Olivia Stitt

Satz:

Amelie Bihl, Mila Obert

Umschlaggestaltung:

www.lehfeldtgraphic.de

Verlag:

Verlag Barbara Budrich GmbH, Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen-Opladen,
www.budrich.de

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Art der Verwertung ist nur innerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
und nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Herausgeber*innen der Zeitschrift zulässig.

fzg

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien

Verschränkte Ungleichheiten in historischer Perspektive

Inhalt

Isabelle Deflers/Marie Muschalek

Verschränkte Ungleichheiten in historischer Perspektive..... 5

Aufsätze

Fabiana Kutsche

**Christliche Verantwortung für das Volk übernehmen.
Intersektionale Verschränkungen im politischen Selbstverständnis
des Deutsch-Evangelischen Frauenbunds zwischen 1945-1965** 19

Christa Klein

**„Abortion on Demand – No Forced Sterilization“. Intersektionale
Perspektiven auf Bio-Macht in den 1970/80er Jahren**..... 35

Vera Kallenberg

**Intersektionale Genealogien von Intersektionalität.
Europäisch-jüdische Erfahrung, African American Women's History
und Gerda Leners „Black Women in White America“ (1972)** 55

Deborah Pomeranz

**Representing AIDS' Invisible Subjects: Iris De La Cruz and the Historical
Intersectional-Recovery Imperative**..... 73

Björn Klein/Felix Krämer

**Transsektionalität als Fluchtlinie der Historiographie –
James Weldon Johnsons „Autobiography of an Ex-Colored Man“**..... 89

Rezensionen

Claudia Kemper

Intersektionale Pionier*innenarbeit..... 109

*Florvil, Tiffany N. (2020): Mobilizing Black Germany. Afro-German
Women and the Making of a Transnational Movement.*

Anke Fischer-Kattner

**Geschichte(n) aus der Kontaktzone. Afrikanische Europäer*innen
von der Antike bis in die Gegenwart** 115

Otele, Olivette (2020): African Europeans. An Untold History.

Autor*innen..... 123

Bisher erschienene Titel
der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 127

Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien* 128

Isabelle Deflers/Marie Muschalek

Verschränkte Ungleichheiten in historischer Perspektive

Ein Blick auf das gegenwärtige Weltgeschehen zeigt deutlich, dass die sozialen Konsequenzen der Pandemie die Schwächsten und mehrfach Benachteiligten am schnellsten und am härtesten treffen. Das ist nichts Neues, sondern hat eine Geschichte. Soziale Ungleichheiten zeichnen sich allerdings im Moment besonders vehement ab. Soziale Bewegungen wie *#BlackLivesMatter*, wie *#LeaveNoOneBehind* oder auch *#NiUnaMás* und *#ShutItAllDown*, die sich gegen diese Ungleichheiten wehren, verweisen regelmäßig auf die historische Entstehung überlappender Formen der Unterdrückungen: auf das Erbe der Sklaverei im staatlich sanktionierten, strukturellen Rassismus; auf die Nachkriegsgeschichte der europäischen Sicherheitspolitik bezüglich der heutigen katastrophalen Bedingungen für Flüchtlinge an den Außengrenzen; auf den Zusammenhang von geschlechtsspezifischer, häuslicher Gewalt, (postkolonialer) Polizeibrutalität und kapitalistisch bedingter Armut – um nur einige wenige Zusammenhänge zu nennen. Bereits in den 1980ern betonten afro-deutsche Feministinnen in ihrem einzigartigen Band „Farbe bekennen“ die Wichtigkeit eines historischen Verständnisses multipler Diskriminierungserfahrungen (Oguntoye et al. 1986). Diesem Appell zur historischen Analyse von verschränkten Ungleichheiten ist die Geschichtswissenschaft in den darauffolgenden Dekaden nur selten explizit gefolgt. Häufig standen eine oder maximal zwei Differenzkategorien im Untersuchungsmittelpunkt, selten die relationale Konstellation mehrerer. Das vorliegende Heft der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* (fzg) möchte daher unter dem Titel „Verschränkte Ungleichheiten in historischer Perspektive“ dezidiert historische Zugänge zu intersektionalen Themen bzw. intersektionale Zugänge zu historischen Themen anbieten.

Geschichte intersektional? Eine kleine Vorgeschichte dieses Hefts

Begonnen hat es mit einer einfachen Beobachtung: Im Sommer 2018 stellten wir in einer Gruppe von Historikerinnen¹ fest, dass der Begriff Intersektionalität² einerseits inzwischen zum gängigen Wortschatz, manchmal gar als „buzzword“ (Davis 2018), vieler sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen gehört und auch im deutschsprachigen Raum längst zum akademischen *Mainstream* avanciert ist (vgl. Degele/Winker 2010; Walgenbach 2012; Walgenbach et al. 2012). Andererseits ist der Begriff in der vergleichsweise theoriefernen und konservativen (deutschen) Geschichtswissenschaft bisher recht wenig bis gar nicht rezipiert bzw. angesetzt worden. Programmatisch hatte unsere Zunft kaum von diesem Konzept als einem Analyseinstrument Gebrauch gemacht. Lediglich

eine ausdrücklich geschichtswissenschaftliche deutschsprachige Veröffentlichung sowie eine aus der germanistischen Mediävistik verhandelten das Thema und trugen den Begriff auch in ihren Titeln (Bähr/Kühnel 2018; Schul et al. 2017). Vereinzelt konnten wir darüber hinaus historische Beiträge in Sammelbänden finden, zum Beispiel in einer von Vera Kallenberg et al. herausgegebenen Publikation, welche die Geisteswissenschaften bzw. die *Humanities* insgesamt mit dem Konzept vertraut zu machen suchte (Kallenberg et al. 2013; Tschurenev 2013; Whyte 2013; siehe auch Kallenberg 2011, 2012; Koller 2011; Ulbrich 2011).

Im Juli 2019 organisierten wir daraufhin im Team, das nun auch als Herausgeberinnen-Kollektiv dieses Hefts firmiert, eine deutsch-französische Tagung mit dem Titel „Geschichte Intersektional: Relevanz. Potenziale. Grenzen | Histoire intersectionnelle: Pertinence. Potentiels. Limites“. Wir wollten wissen, welche neuen Erkenntnisse uns intersektionale Zugänge als Historikerinnen erschließen könnten. Die meisten von uns waren keine Expertinnen auf dem Gebiet. Es war vor allem die Neugier und das Gefühl, dass da etwas ist, worüber es sich lohnt, nachzudenken und zu reflektieren, die uns dazu bewegt haben, die Tagung zu organisieren. Es lag aber auch daran, dass wir uns gemeinsam bewusst werden wollten, was es bedeutet, als europäische, weiße, akademisch gebildete und damit kulturell, sozial und teils auch wirtschaftlich sowie gesundheitlich privilegierte Frauen, Geschichte zu schreiben. Die Beiträge und Diskussionen auf der Tagung machten letztendlich deutlich, dass die Geschichte durchaus gewinnbringend mit dem analytischen Konzept der Intersektionalität ergründet werden kann – und dass manche Historikerinnen dies womöglich schon längst taten, ohne es als solches zu benennen. Die Tagung brachte aber auch die Einsicht, dass die Deutungshoheit über den Begriff der Intersektionalität und dessen wissenschaftliche Anwendung sowie die mit ihm verbundenen Ziele aufgrund der mit diesem Zugang einhergehenden Komplexität weiterhin strittig sind. Schon allein der deutsch-französische Rahmen unserer Tagung machte theoretisch-methodische Klärungsbemühungen des US-amerikanischen Konzepts zu einer diffizilen übersetzerischen Herausforderung, im sprachlichen wie im universitätskulturellen Sinn. Mehrmals wurde in Hinblick auf den aktivistischen Entstehungshintergrund der Intersektionalität betont, dass das Konzept auch seine eigene Geschichte habe. Dass diese Geschichte vor allem in der *grassroot* Bewegung des (Queer-)Schwarzen Feminismus (richtungsweisend waren hier das 1974 gegründete *Combahee River Collective* (Combahee River Collective 2000 [1977]) und die Arbeit der Juristin Kimberlé Crenshaw (Crenshaw 1989, 1991), die bekanntermaßen als Begründerin des Begriffs gilt) zu suchen ist, dessen man sich – auch oder gerade bei einer akademischen Aneignung – bewusst sein sollte (vgl. Hancock 2016: 37-71; Bilge/Collins 2016: 63-87; Taylor 2017). Uneinig blieben sich die Teilnehmenden darüber, wie, wenn denn gewollt, eine Etablierung des Analysekonzepts in der universitären Geschichtswissenschaft aussehen könne.³ Am Ende der Tagung blieb vor allem die Frage offen, inwiefern eine solche akademische Institutionalisierung von Intersektionalität mit dem „blanchiment“ – dem Bleichen oder Weißeln – und der Gentrifizierung sowie Entpolitisierung des Begriffs einhergehe, wie es die Soziologin Sirma Bilge

treffend beschrieben und kritisiert hat (Bilge 2014, 2015; vgl. auch Bilge/Collins 2016: 198; Erel et al. 2007).

Da die wissenschaftliche Diskussion bekanntlich von solchen unbeantworteten Fragen lebt, ließen wir auf die Tagung im Wintersemester 2020 eine Ringvorlesung an der Universität Freiburg folgen. Die Vorträge reichten zeitlich vom Hochmittelalter bis in die Zeitgeschichte. Wieder konnten wir spannenden Diskussionen beiwohnen, in welchen verschränkte, verflochtene (*entangled histories*), verkreuzte (*histoire croisée*) Geschichten in den Blick genommen wurden, wobei die Vortragenden ein sehr breites Spektrum an Haltungen gegenüber dem Konzept Intersektionalität vertraten. Ein Blick in die jüngste Literatur fördert Ähnliches zu Tage: Historikerinnen beginnen zaghaft, über den Nutzen des Konzepts, über dessen „Perspektiven und Probleme“ (Koller 2011) zu debattieren. Eine schnelle Recherche auf dem Fachportal H-Soz-Kult nach dem Adjektiv „intersektional“ ergibt für die letzten Jahre zahlreiche Ergebnisse. Wenngleich intersektionale Perspektiven häufig nicht im Zentrum stehen, lassen sich ein reges Interesse und vielfältige Anwendungen des Konzepts in höchst unterschiedlichen historischen Bereichen feststellen. Darunter sind die *DisAbility Studies* hervorzuheben, die seit ihren Anfängen die Geschichte von Behinderungen und Ableismus auch in ihren Verschränkungen mit anderen Ungleichheiten reflektieren. So finden sich in der bereits in den 1980er Jahren einsetzenden Forschung zu Zwangssterilisationen sowie zur „Aktion T4“ und „Aktion Brandt“, die während des Nationalsozialismus unter dem Euphemismus ‚Euthanasie‘ durchgeführt wurden, historische Perspektiven auf verschränkte Ungleichheiten (vgl. pars pro toto Ebbinghaus/Kaupen-Haas/Roth 1984; Kaupen-Haas 1986; Köbsell 1987; aktueller Fuchs et al. 2007, Herzog 2018; Rotzoll et al. 2010). Aber auch weit darüber hinaus operieren Studien der *DisAbility History* inzwischen dezidiert und reflektiert mit dem Begriff der Intersektionalität (etwa Bösl/Klein/Waldschmidt 2010; Buchner/Pfahl/Traue 2015; Köbsell 2010; Raab 2007; Waldschmidt 2010).

Intersektionalität wird ebenso in der Frauen- und Geschlechtergeschichte schon seit einiger Zeit und insbesondere in dem von Maren Möhring und Maria Bühner (2018) herausgegebenen Band „Europäische Geschlechtergeschichten“ reflektiert. Die Sektion auf dem diesjährigen Deutschen Historiker-Tag⁴ „Das umstrittene Wir: Auf der Suche nach neuen Wegen zur historischen Erforschung von Kollektiven“, in der die Geschlechter- und Migrationshistorikerin Levke Harders der Universität Innsbruck das Konzept der Zugehörigkeit (*belonging*) vorstellte, ging intersektional vor: Anders als in den klassischen *identity politics* rückte Harders die Situietheit, Pluralität, Veränderbarkeit und Verwobenheit verschiedener Zugehörigkeiten in den Fokus. Diese wenigen Beispiele zeugen von der Aktualität, Relevanz und Innovationskraft intersektionaler Ansätze für historische Untersuchungen, auch wenn der Begriff nicht unbedingt benannt wird und die Diskussion darum weiterhin kontrovers geführt wird.

So kommen etwa die Historikerinnen der Frühen Neuzeit Andrea Griesebner und Susanne Hehenberger zu dem Schluss, der Begriff sei *kein* „brauchbares Konzept“ für die Geschichtswissenschaft, da es „Individuen an der Schnittstelle von substantialistisch und damit auch ahistorischen Kategorien“ konstituiere

(Griesebner/Hehenberger 2013: 111). Sie schlagen stattdessen vor, auf die Wandelbarkeit von Kategorien, die Relationalität von historischen Subjekten und die Prozesshaftigkeit von Identifizierung (kategorialer und relationaler Art) zu fokussieren, um „eine komplexe Sicht auf die Welt und damit auch auf die Vergangenheit“ zu ermöglichen. (ebd.: 121) Ob sie damit Intersektionalität nicht mit klassischer Identitätshistorie verwechseln, bleibt allerdings fraglich, klagt doch das Konzept der Intersektionalität ebendiese Desiderata ein. So schreiben etwa die Historiker der Frühen Neuzeit Matthias Bähr und Florian Kühnel, dass „eine Übertragung des Intersektionsansatzes auf die Vergangenheit gerade dazu beitragen kann, die spezifischen Machtmechanismen und Funktionsweisen moderner Kategorieverstränkungen aufzudecken – und eben nicht vorschnell in essentialistische, ahistorische Annahmen zu verfallen“ (2018: 12). Andere Vertreterinnen der Zunft sehen ebenfalls die Möglichkeit, mit intersektionalen Denkanstößen neue Wege in der Geschichtswissenschaft zu gehen, welche methodische wie theoretische Grabenkämpfe überbrücken können (Koller 2011; Ulbrich 2011). Angesichts dessen, dass einige der Beiträge in diesem Heft die Relevanz von Rassismus und der Kategorie *race* nicht mitberücksichtigen, die durch das in der *Critical Race Theory* entwickelte Vorhaben der Intersektionalität gerade in der Analyse verschränkter Ungleichheiten sichtbar gemacht werden sollten, haben wir uns entschieden, den Begriff Intersektionalität – zumindest aus dem Titel des Hefts – fallen zu lassen.

Die veröffentlichten Beiträge sind jedoch auch das Ergebnis der hier beschriebenen, längeren Auseinandersetzung mit dem Konzept, seiner Geschichte und seinem Potenzial für die Geschichtswissenschaft und möchten diese fortsetzen. Die Arbeit an dem Heft hat uns vor allem den Wert einer intersektionalen Einstellung für die Verortung der eigenen, gegenwärtigen Position als Historikerinnen vor Augen geführt (vgl. hierzu Kallenberg/Meyer/Müller 13: 27).

Völlig unwichtig und doch furchtbar gefährlich. Zur Relevanz historischer Ungleichheitsforschung.

Der Begriff Intersektionalität ist inzwischen längst in den öffentlichen Medien und der Tagespolitik angekommen. Dort wird er häufig, ähnlich wie der sogenannte Genderismus (vgl. hierzu Hark/Villa 2017; Strube et al. 2021), als ‚Ideologisierung‘ und ‚Politisierung‘ der vermeintlich ‚neutralen‘ Wissenschaften angegriffen. Und dies zu einer Zeit, in der zunehmend „die Geltung und die allgemein geteilte Anerkennung von Wissenschaft und wissenschaftlich erwiesenen Wahrheiten zur Disposition“ stehen, „wobei Geistes- und Kulturwissenschaften gleichzeitig als irrelevant und dennoch als gefährlich für alle sogenannten traditionellen Werte und Gewissheiten erklärt werden“, wie die Herausgeberinnen des Online-Magazins „Geschichte der Gegenwart“ vom 4. November 2020 treffend beobachten.⁵ Ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit in Frankreich: Nach der grausamen terroristischen Ermordung eines Geschichts- und Geographielehrers machte der französische Bildungsminister Jean-Michel

Blanquer am 25. Oktober 2020 im „Journal du Dimanche“ unter anderem eine „aus den amerikanischen Universitäten kommende intellektuelle Matrix“ mit ihren „intersektionalen Thesen“ für die Untergrabung des republikanischen Modells und seinen egalitären Werten verantwortlich. Intersektionalität, so Blanquer, sei „der Nährboden für eine Fragmentierung unserer Gesellschaft und eine Weltsicht, die mit den Interessen der Islamisten konvergiert“. Sie habe „einen nicht zu unterschätzenden Teil der französischen Sozialwissenschaften verrottet [*gangrené* im frz. Orig.]“. Für den französischen Minister schien eine unheimliche Gefahr von der intersektionalen Analyse auszugehen, was zunächst wenig über sein (fehlendes) Verständnis von Intersektionalität erklärt, hingegen viel über seine Ängste verrät. Denn eine historische Einbettung des von ihm aufgemachten Verschwörungsszenarios, das auf die Bildsprache der Seuche und Zersetzung rekurriert, zeigt, dass Blanquer sich einer lang tradierten, rassistischen Angst- und Hassrhetorik bediente. So lässt sich ideengeschichtlich nachzeichnen, wie mit Verweis auf das historische Projekt der französischen Revolution und ihren universalistischen Ansprüchen auch (post)koloniale Ideologien der Ausgrenzung und Ungleichheit gewoben werden können (vgl. Niang 2020a, 2020b, McCarthy 2010).

Aufgabe der Geschichtsschreibung ist es, genau solche Ungleichheitsdiskurse und ihre darunterliegenden Ungleichheitsstrukturen zu kontextualisieren, d.h. zu erörtern wie diese geschaffen, erhalten und verändert wurden. Auch oder besonders wenn es um die Strukturen und Institutionen der eigenen Disziplin geht, ist dies notwendig. Die Zeitschrift „WerkstattGeschichte“ schrieb unlängst in einem Editorial:

Wenn es heute gilt, rassistische Strukturen in gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen zu adressieren, stehen zunächst die Polizei und andere Behörden im Vordergrund [...]. Doch auch die akademische Forschung und Lehre [...] haben sich Fragen zu stellen. Was die viel beschworene ‚Diversität‘ angeht, ist die akademische Geschichtswissenschaft hierzulande wohl sehr viel schlechter aufgestellt als die Polizei einer beliebigen deutschen Großstadt. (Hözl/Mörchen/Springmann 2020)

Das Zitat ließe sich bezüglich anderer Ungleichheiten erweitern. So sollten wir Historikerinnen uns häufiger bewusstmachen, wer in unserer Disziplin für wen spricht, aus welcher Perspektive, über welche historische Epochen und ihre handelnden Subjekte, sowie entsprechend handeln, wenn es um die Veröffentlichung eines Sammelbandes, die Organisation eines Konferenzpanels, die Förderung von Historikerinnen, die Berufung von Professorinnen usw. geht. Die institutionellen Bedingungen an deutschen Hochschulen sind für multiperspektivische Zugänge und Narrative, für die wichtige Arbeit des „history-making“ von marginalisierten Menschen (Silverstein et al. 2017) alles andere als ideal. Wir haben die Hoffnung, dass unser Heft dazu anregt, dass in Zukunft neue Geschichten, kontextsensibel und mit einem Bewusstsein für die Überschneidungen von Diskriminierungserfahrungen in Vergangenheit und Gegenwart, erzählt werden können.

Die Beiträge

Die in diesem Heft untersuchten historisch-empirischen Fallbeispiele, die dezidiert verschränkte Ungleichheiten in historischer Perspektive in den Blick nehmen, zeigen auf, welche Potenziale die praktische Anwendung des Intersektionalitätskonzepts mit sich bringt und wie es weiterentwickelt werden kann. Dabei werden traditionelle Zuschreibungen sowie Differenzierungen, Abgrenzung und Absonderungen sozialer Gruppen im jeweiligen historischen Kontext betrachtet, um soziale Ungleichheiten zu hinterfragen, indem sie deren historischen Konstruktionscharakter aufzeigen.

In ihrem Beitrag „Christliche Verantwortung für das Volk übernehmen. Intersektionale Verschränkungen im politischen Selbstverständnis des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes zwischen 1945-1965“ demonstriert Fabiana Kutsche am Beispiel des Deutsch-Evangelischen Frauenbund (DEF) im Zeitraum von 1945-1965 die Auswirkungen intersektionaler Verschränkungen auf die Identitätsbildung der Akteurinnen der Frauenbewegung. Nach einer kurzen Skizzierung des historischen Hintergrunds beleuchtet der Aufsatz das unausgewogene Verhältnis zwischen west- und ostdeutschen Vereinsmitgliedern und zeigt auf, wie die westdeutschen Frauen das Gegenbild der ‚armen ostdeutschen Schwestern‘ nutzten, um ihr Selbstbild zu stärken. Als identitätsstützendes Element beider Gruppen wird in einem zweiten Schritt die Bedeutung des eigenen Weißseins für die Akteurinnen herausgearbeitet, das in vielfältigen Diskursen über rassifizierte Andere Ausdruck fand. Insgesamt plädiert der Aufsatz für den verstärkten Einbezug intersektionaler und postkolonialer Theorien zur Untersuchung von vergeschlechtlichten und rassifizierten Diskursen in der deutsch-deutschen Frauenbewegung.

Wie bereits erwähnt, wurde der Begriff Intersektionalität 1989 von Kimberlé Crenshaw geprägt und gilt als Signum des *Third Wave*-Feminismus. Als solidarische Praxis und kritische Analyseperspektiven auf Bevölkerungspolitik lassen sich intersektionale Ansätze aber bereits in der Zweiten Frauenbewegung finden. Dies zeigt die Historikerin Christa Klein in ihrem Artikel „Abortion on Demand – No Forced Sterilization. Intersektionale Perspektiven auf Bio-Politik in den 1970/80er Jahren“, in dem sie zuerst die Begriffe Intersektionalität und Bio-Politik erläutert und weiter mit dem Fokus auf Reproduktionspolitiken die Entwicklung intersektionaler Perspektiven auf Bio-Politik in den 1970/80er Jahren umreißt. Am Beispiel feministischer Bewegungen im deutschen und US-amerikanischen Kontext wird nachgezeichnet, wie Forderungen nach der Legalisierung von Abtreibung einerseits, der Abschaffung von Zwangssterilisationen andererseits im Protest gegen bevölkerungspolitische Interventionen zusammenkamen und auch die historische Aufarbeitung eugenischer Bio-Politiken inspirierten.

Die transatlantische Brücke weiterverfolgend setzt ein Artikel über die aus Österreich während des NS-Regimes geflohene Jüdin Gerda Lerner das Heft fort. In ihrem Artikel „Intersektionale Genealogien von Intersektionalität. Europäisch-jüdische Erfahrung, African American Women’s History und Gerda Leners ‚Black Women in White America‘ (1972)“ untersucht Vera Kallenberg

die Verbindung zwischen jüdischer Erfahrung, Intersektionalität und der Entstehung der Geschichte Schwarzer Frauen am Beispiel der bekannten Pionierin der Frauengeschichte. Dabei zeigt sie, wie Gerda Lerner eine der ersten nicht-schwarzen Frauenhistorikerinnen wurde, die an einer transformativen feministischen und rassen- und klassenbewussten Frauengeschichtsschreibung arbeitete. Das bisher herrschende Narrativ, das den Übergang von Women's Studies zu intersektionalen Gender Studies ausschließlich als ‚Differenzierungsnarrative‘ und Fortschrittsgeschichte charakterisiert, wird somit in Frage gestellt. Diesem Narrativ zufolge haben vor dem Aufkommen des Schwarzen Feminismus (alle) weißen feministischen Wissenschaftlerinnen Differenzen zwischen Frauen ignoriert und daher eine essentialistische Sichtweise eingenommen, während ausschließlich Feministinnen of Color der dritten und vierten Welle differenzierte intersektionale Ansätze entwickelten. Der Artikel versucht, diese Entstehungsgeschichte zu verkomplizieren, indem er aufzeigt, wie eine „bedingt weiße“ Jüdin europäischer Abstammung eine intersektionale Frauengeschichte *avant la lettre* entwickelte.

Ebenfalls im Feld der amerikanischen Geschichte liegt Deborah Pomeranz' Artikel „Representing AIDS' Invisible Subjects: Iris De La Cruz and the Historical Intersectional-Recovery Imperative“, in dem sie sich mit der AIDS-Aktivistin und ehemaligen Sexarbeiterin Iris De La Cruz (1953-1991) beschäftigt. Dabei wird gezeigt, wie wertvoll es ist, die Geschichte der AIDS-Epidemie in den USA aus einem intersektionalen Blickwinkel zu betrachten. In der Tat werden die Ungleichheiten, die die frühen Jahre der Krise strukturierten, in der populären Vorstellung von ihrer Geschichte weiterhin reproduziert. Iris De La Cruz wird in diesem Zusammenhang oft als Beispiel für die Vielfalt des AIDS-Aktivismus sowie für die unverhältnismäßigen Auswirkungen der Epidemie auf marginalisierte Gruppen herangezogen. Dieser Rahmen, so gut er auch gemeint sein mag, macht die AIDS-Diagnose von De La Cruz zum Ausgangspunkt für ihr Leben und ihre historische Bedeutung. Marginalisierte Frauen werden in der Regel mit ihrer Seropositivität identifiziert, was vereinfachte Assoziationen gegenüber der Selbstidentifikation verursacht und das Leben von Frauen mit AIDS ihrer Individualität beraubt. Insgesamt lässt die Darstellung von De La Cruz als AIDS-Kämpferin, Aktivistin und einfach als Frau mit AIDS den Rest ihres bewegten Lebens außer Acht und verrät nichts Weiteres über sie.

Schließlich wird der Begriff der Intersektionalität mit jenem der Transsektionalität erweitert. In ihrem Beitrag mit dem Titel „Transsektionalität als Fluchtlinie der Historiographie – James Weldon Johnsons ‚Autobiography of an Ex-Colored Man‘“ erproben die Historiker Björn Klein und Felix Krämer das Konzept der Transsektionalität am Beispiel des Lebens und Schreibens James Weldon Johnsons. Der ausgewählte Ansatz ergänzt das Konzept der Intersektionalität um eine historiographische Perspektive, die sich aus der gesellschaftspolitischen Kritik des Intersektionalitätsansatzes ableitet und diesen gleichzeitig überschreiten soll. Ihre These lautet dabei, dass es vielfältige historische Relationalitäten von Diskursen und Einschreibepraktiken gibt, die sich in ihren Bewegungen verfolgen lassen müssen, um ihre Bedeutung zu erfassen. Dies wird an dem Schriftsteller, Komponisten und Bürgerrechtsaktivisten James

Weldon Johnsons (1871-1938), der 1912 anonym die „Autobiography of an Ex-Colored Man“ veröffentlichte, erprobt. In seiner Autobiographie kommt nicht nur eine Sehnsucht nach den Privilegien des Weißseins zum Ausdruck, sondern dieses Selbstzeugnis drückt auch das Begehren eines Frau-Werdens aus. Somit lässt sich James Weldon Johnsons Autobiographie als ein Porträt an der Intersektion von *race* und *gender* lesen. Bezugnehmend auf den Begriff des von Monika Mommertz für historische Konstellationen verwendeten *tracing*, zeigen sie, inwiefern die Blickwinkelverschiebung auf transsektionale Bewegungen von Geschlecht in historischen Machtkonstellationen einen Mehrwert birgt.

Abgerundet wird das Heft durch zwei Rezensionen: Erstens hat Claudia Kemper das Buch von Tiffany Florvil „Mobilizing Black Germany. Afro-German Women and the Making of a Transnational Movement“ (Champaign 2020) rezensiert und als „intersektionale Pionier*innenarbeit“ bezeichnet. In dieser Studie werden Wissen und Erinnerung über, an und für die afro-deutsche Frauenbewegung generiert und analytisch für weitergehende Forschungen aufbereitet. Somit werden Biografien und Prägungen afro-deutscher Aktivistinnen zum ersten Mal als Teil der deutschen Zeitgeschichte erzählt.

Zweitens hat Anke Fischer-Kattner das Buch von Olivette Otele „African Europeans. An Untold History“ (London 2020) rezensiert, in dem anhand individueller und kollektiver Biografien sowohl renommierter Afro-Europäerinnen als auch unzähliger Namenloser ein vielfältiges Panorama transkontinentaler Verbindungen von der römischen Antike bis in unsere Gegenwart entworfen wird.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Korrespondenzadressen

Isabelle Deflers
isabelle.deflers@unibw.de
Universität der Bundeswehr München
Werner-Heisenberg-Weg 39, 85577 Neubiberg

Marie Muschalek
marie-anna.muschalek@uni-konstanz.de
Universität Konstanz
Universitätsstraße 10, Fach 11, 78464 Konstanz

Anmerkungen

- 1 Wir benutzen in diesem Text das generische Femininum.
- 2 Intersektionalität definieren die Soziologinnen Patricia Hill Collins und Sirma Bilge (2016: 2) wie folgt: „Intersectionality is a way of understanding and analyzing the complexity in the world, in people, and in human experiences. The events and conditions of social and political life and the self can seldom be understood as shaped by one factor. They are generally shaped by many factors in diverse and mutually influencing ways. When it comes to social inequality, people’s lives and the organization of power in a given society are better understood as being shaped not by a single axis of social division, be it race or gender or class, but by many axes that work together and influence each other. Intersectionality as an analytic tool gives people better access to the complexity of the world and of themselves.“
- 3 An der Universität Bayreuth hat hingegen jüngst eine derartige Institutionalisierung mit der Einrichtung eines *Promotionskollegs für Intersektionalitätsstudien*, an welchem unter anderen auch das Fach Geschichte mitwirkt, stattgefunden: <https://www.intersectionality.uni-bayreuth.de/de/index.html>, abgerufen am 24.02.2022.
- 4 Eine Petition mit Umbenennungsvorschlägen der Jahresversammlung erging am 18. Oktober 2019 seitens des Arbeitskreis Historische Frauen- und Geschlechterforschung (AKHFG) e.V. an den Verband deutscher Historikerinnen und Historiker e.V.; online unter <https://akhfg.de/stellungnahme-an-den-vhhd-zur-umbenennung-des-historikertags/>, abgerufen am 31.01.2022.
- 5 <https://geschichtedergegenwart.ch/der-mittwoch-nach-der-wahl/>, abgerufen am 23.02.2022.

Literatur

- Bähr, Matthias/Kühnel, Florian (2018): Plädoyer für eine Historische Intersektionsanalyse. In: Dies. (Hrsg.): *Verschränkte Ungleichheit. Praktiken der Intersektionalität in der Frühen Neuzeit*. Berlin: Duncker & Humblot, S. 9-37. <https://doi.org/10.3790/978-3-428-554836>.
- Bähr, Matthias/Kühnel, Florian (Hrsg.) (2018): *Verschränkte Ungleichheit. Praktiken der Intersektionalität in der Frühen Neuzeit*. Berlin: Duncker & Humblot. <https://doi.org/10.3790/978-3-428-55483-6>.
- Bilge, Sirma (2014): *Whitening Intersectionality. Evanescence of Race in Intersectionality Scholarship*. In: *Racism and Sociology. Racism Analysis Yearbook* 5, S. 175-205.
- Bilge, Sirma (2015): *Le blanchiment de l’intersectionnalité*. In: *Recherches féministes* 28, 2, S. 9-32. <https://doi.org/10.7202/1034173ar>.
- Bilge, Sirma/Collins, Patricia Hill (2016): *Intersectionality*. Cambridge, UK/ Malden, MA: Polity Press.
- Bösl, Elsbeth/Klein, Anne/Waldschmidt, Anne (Hrsg.) (2010): *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839413616>.
- Buchner, Tobias/Pfahl, Lisa/Traue, Boris (2015): *Zur Kritik der Fähigkeiten. Ableism als neue Forschungsperspektive der Disability Studies und ihrer Partner_innen*. In: *Zeitschrift für Inklusion* 1, S. 1-12. <<http://bidok.uibk.ac.at/library/>

- inkl-01-15-buchner-ableism.html> (Zugriff: 31.01.2022).
- Bühner, Maria/Möhring, Maren (Hrsg.) (2018): Europäische Geschlechtergeschichten, Stuttgart: Steiner.
- Combahee River Collective (2000 [1977]): Black Feminist Statement. In: Kolmar, W. K./Bartkowski, F. (Hrsg.): *Feminist Theory. A reader*. Mountain View, Calif u. a.: Mayfield Publishing, S. 272-277.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: *University of Chicago Legal Forum* 1, S. 139-167.
- Crenshaw, Kimberle (1991): Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. In: *Stanford Law Review* 43, 6, S. 1241. <https://doi.org/10.2307/1229039>.
- Davis, Kathy (2018): Intersectionality as buzzword: A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful. In: *Feminist Theory* 9, 1, S. 67-85. <https://doi.org/10.1177/1464700108086364>.
- Ebbinghaus, Angelika/Kaupen-Haas, Heidrun/Roth, Karl Heinz (1984): Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg. Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik im Dritten Reich. Hamburg: Konkret Literatur.
- Erel, Umut/Haritaworn, Jinhana/Rodríguez, Encarnación Gutiérrez/Klesse, Christian (2007): Intersektionalität oder Simultaneität?! Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse. Eine Einführung. In: Hartmann, J. (Hrsg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden: Springer VS, S. 239-250. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90274-6_16.
- Fuchs, Petra/Rotzoll, Maike/Müller, Ulrich/Richter, Paul/Hohendorf, Gerrit (Hrsg.) (2007): „Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst“. Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“. Göttingen: Wallstein.
- Griesebner, Andrea/Hehenberger, Susanne (2013): Intersektionalität. Ein brauchbares Konzept für die Geschichtswissenschaften? In: Kallenberg, V./Meyer, J./Müller, J.M. (Hrsg.): *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 105-124. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93168-5>.
- Hancock, Ange-Marie (2016): The Activist Roots of Intersectionality. In: *Intersectionality: An Intellectual History*, Oxford Scholarship Online, S. 37-71. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199370368.003.0002>.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2017): Unterscheiden und Herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. Bielefeld: transcript, S. 167-170. <https://doi.org/10.3224/gender.v10i1.11>.
- Herzog, Dagmar (2018): Unlearning Eugenics. Sexuality, Reproduction, and Disability in Post-Nazi Europe. Madison, WI: University of Wisconsin Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctvfjczjm>.
- Hölzl, Richard/Mörchen, Stefan/Springmann, Veronika (2020): Black Lives Matter: Texte zu Rassismus und Kolonialismus in WerkstattGeschichte. In: *WerkstattGeschichte*. <<https://werkstattgeschichte.de/mehr/was-zaehlt-fuer-uns-do-black-lives-matter-for-historians/black-lives-matter-rassismus-und-kolonialismus-in-der-werkstattgeschichte/>> (Zugriff: 31.01.2022).
- Kallenberg, Vera (2011): „und würde auch sonst gesehen haben, wie sie sich durchbrächte.“ Migration und ‚Intersektionalität‘ in Frankfurter Kriminalakten über jüdische Dienstmägde um 1800. In: Aubele, E./Pieri, G. (Hrsg.): *Femina migrans. Frauen in Migrationsprozessen*

- (18.-20. Jahrhundert). Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer, S. 39-67.
- Kallenberg, Vera (2012): ‚Intersektionalität‘ als ‚histoire croisée‘. Zum Verhältnis von ‚Intersektionalität‘, Geschlechterforschung und Geschichtswissenschaften. In: Hornung, E./Günther-Saeed, M. (Hrsg.): Zwischenbestimmungen. Identität und Geschlecht jenseits der Fixierbarkeit? Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 75-118.
- Kallenberg, Vera/Meyer, Jennifer/Müller, Johanna M. (Hrsg.) (2013): Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93168-5>.
- Kallenberg, Vera/Müller, Johanna M./Meyer, Jennifer (2013): Introduction: Intersectionality as a Critical Perspective for the Humanities. In: Kallenberg, V./Meyer, J./Müller, J. M. (Hrsg.): Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen. Wiesbaden: Springer VS, S. 15-35. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93168-5_1.
- Kaupen-Haas, Heidrun (Hrsg.) (1986): Der Griff nach der Bevölkerung. Aktualität und Kontinuität nazistischer Bevölkerungspolitik. Nördlingen: Franz Greno.
- Köbsell, Swantje (1987): Eingriffe. Zwangssterilisation geistig behinderter Frauen. München: AG SPAK.
- Köbsell, Swantje (2010): Gendering Disability. Behinderung, Geschlecht und Körper. In: Dies./Jacob, J./Wollrad, E. (Hrsg.): Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Bielefeld: transcript, S. 17-33. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839413975.17>.
- Koller, Christian (2011): Weiblich, proletarisch, tschechisch. Perspektiven und Probleme intersektionaler Analyse in der Geschichtswissenschaft am Beispiel des Wiener Textilarbeiterinnenstreiks von 1893. In: Hess, S./Langreiter, N./Timm, E. (Hrsg.): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld: transcript, S. 175-198. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839414378.173>.
- McCarthy, Thomas A. (2010): Race, Empire, and the Idea of Human Development. Cambridge: Cambridge Univ. Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511814044>.
- Niang, Mame-Fatou (2020a): *Mariannes Noires*: la condition noire au féminin. In: Esclavages & Post-esclavages 3. <https://doi.org/10.4000/slavery.3242>.
- Niang, Mame-Fatou (2020b): Des particularités françaises de la négrophobie. In: Le Cour Grandmaison, O./Slaouti, O. (Hrsg.): Racismes de France. Paris: La Découverte, S. 151-169. <https://doi.org/10.3917/dec.slaou.2020.01.0151>.
- Oguntoye, Katharina/Opitz, May/Schultz, Dagmar (Hrsg.) (1986): Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.
- Raab, Heike (2007): Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In: Waldschmidt, A./Schneider, W. (Hrsg.): Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript, S. 127-148. <https://doi.org/10.1515/9783839404867-006>.
- Rotzoll, Maike/Hohendorf, Gerrit/Fuchs, Petra/Richter, Paul/Eckart, Wolfgang U./Mundt, Christoph (Hrsg.) (2010): Die nationalsozialistische ‚Euthanasie‘ – Aktion T4 und ihre Opfer. Geschichte und ethische Konsequenzen für die Gegenwart. Paderborn: Schöningh.
- Schul, Susanne/Böth, Mareike/Mecklenburg, Michael (Hrsg.) (2017): Abenteuerliche ‚Überkreuzungen‘. Vormoderne intersektional. Göttingen: V&R Unipress. <https://doi.org/10.14220/9783737007245>.
- Silverstein, Jordana/D’Cruz, Carol/DeSouza, Ruth/Khatun, Samia/McKinnon, Crystal (2017): Intersectionality, Resistance, and History-Making. A Conver-

- sation Between Carolyn D’Cruz, Ruth DeSouza, Samia Khatun, and Crystal McKinnon, facilitated by Jordana Silverstein. In: *Lilith: A Feminist History Journal* 23, S. 15-22. <https://doi.org/10.17613/M6FK1D>.
- Strube, Sonja A./Perintfalvi, Rita/Hemet, Raphaela/Metze, Miriam/Sahbaz, Cicek (2021): *Anti-Genderismus in Europa. Allianzen von Rechtspopulismus und religiösem Fundamentalismus. Mobilisierung - Vernetzung – Transformation*. Bielefeld: Transcript: <https://doi.org/10.1515/9783839453155>.
- Taylor, Keeanga-Yamahtta (2017): *How We Get Free. Black Feminism and the Combahee River Collective*. La Vergne: Haymarket Books.
- Tschurennev, Jana (2013): *Intersectionality, Feminist Theory, and Global History*. In: Kallenberg, V./Meyer, J./Müller, J. M. (Hrsg.): *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 265-282. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93168-5_13.
- Ulbrich, Claudia (2011): *Ständische Ungleichheit und Geschlechterforschung*. In: Füssel, M./Weller, T. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit und ständische Gesellschaft. Theorien und Debatten in der Frühneuzzeitforschung*. Frankfurt/M.: Klostermann, S. 85-104. <https://doi.org/10.5771/9783465141174-85>.
- Waldschmidt, Anne (2010): *Warum und wozu brauchen die Disability Studies die Disability History? Programmatische Überlegungen*. In: Dies./Bösl, E./Klein, A. (Hrsg.): *Disability History. Eine Einführung*. Bielefeld: transcript, S. 13-27. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839413616.13>.
- Walgenbach, Katharina (2012): *Intersektionalität - eine Einführung* (Portal Intersektionalität). <<http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/walgenbach-einfuehrung/>> (Zugriff: 24.01.2022).
- Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Lann/Palm, Kerstin (2012): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. 2. Aufl. Opladen: Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzkr>.
- Whyte, Christine (2013): *„Praise Be, Prostitutes as the Women We Are not.” White Slavery and Human Trafficking – an Intersectional Analysis*. In: Kallenberg, V./Meyer, J./Müller, J. M. (Hrsg.): *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 125-141. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93168-5_6.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2010): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. 2. Aufl. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839411490>.

Aufsätze

Fabiana Kutsche

Christliche Verantwortung für das Volk übernehmen. Intersektionale Verschränkungen im politischen Selbstverständnis des Deutsch-Evangelischen Frauenbunds zwischen 1945-1965.

Zusammenfassung: Der Beitrag nutzt das Beispiel des Deutsch-Evangelischen Frauenbunds (DEF), um intersektionale Verschränkungen im Selbstverständnis konservativer Frauenvereine in der Anfangsphase der Bundesrepublik darzustellen. Nachdem der historische Hintergrund des Vereins skizziert wird, verwendet der Aufsatz das Beispiel der sog. Staatsbürgerlichen Lehrgänge, einem politischen Bildungsangebot des DEF für Frauen, um anhand der Lehrgangsinhalte die Überschneidung von Geschlechterbildern, Religiosität und Mechanismen der postkolonialen Differenzkonstruktion im politischen Selbstbild der Akteurinnen darzustellen.

Schlagwörter: Geschichte; Intersektionalität; Frauenbewegung; postkoloniale Theorie; Religion.

Taking on Christian Responsibility for the Nation. An Intersectional Study of the Political Self-Image of the *Deutsch-Evangelischer Frauenbund* between 1945-1965.

Abstract: This paper discusses intersectional patterns of identity formation among members of the *Deutsch-Evangelischer Frauenbund* (German Protestant Women's Group, DEF) between 1945 and 1965. After sketching out the historical background of the DEF, the article uses the example of so-called *Staatsbürgerliche Lehrgänge*, a format for political education, to discuss the impact of gender, religiosity, and mechanisms of postcolonial *Othering* on the members' political self-image in the early FRG.

Keywords: history; intersectionality; women's movement; postcolonial theory; religion.

Einleitung

Eine Leerstelle der west- und ostdeutschen Frauenbewegungsgeschichte liegt im Einbezug intersektionaler Stimmen. Seit Jahrzehnten ist die fehlende Repräsentation der Erfahrungen Schwarzer Frauen und *Women of Color*, behinderter Frauen¹ sowie der von Personen außerhalb des hetero- und cisnormativen Standards sowohl in feministisch-aktivistischen Kreisen, der akademischen Feminismus- und Geschlechterforschung als auch der historischen Frauenbewegungsforschung als anhaltendes Problem bekannt. Während sich die marginalisierten Akteur*innen dennoch zusammenschlossen, um sich über ihre Erfahrungen auszutauschen und diese zu sammeln, fanden und finden ihre Erzählun-

gen kaum Einzug in die institutionalisierte Forschung einer ohnehin vergleichsweise prekär aufgestellten Disziplin. Auch wenn in jüngster Zeit die berechtigte Forderung nach einer stärkeren Einbindung intersektionaler und postkolonialer Perspektiven in die deutschsprachige historische Forschung und die Frauenbewegungsgeschichte geäußert worden ist (Stritzelberger 2020), unterstreicht die Tatsache, dass es sich bei diesem Einwurf keinesfalls um ein Novum handelt, die Dringlichkeit ihrer Umsetzung nur umso deutlicher.² Untersuchungen, die die Wechselwirkungen zwischen Rassifizierung, Rassismus und Geschlecht in der deutschen Frauenbewegungsgeschichte thematisieren, sind rar.³

Ein weiteres Forschungsdesiderat zur historischen Betrachtung von Geschlechterverhältnissen wurde kürzlich im Rahmen einer Publikation des Arbeitskreises „Demokratie und Geschlecht“ formuliert. In einer Sonderausgabe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ) arbeiteten die Autor*innen des Arbeitskreises heraus, dass die Geschichtsschreibung der frühen Bundesrepublik Deutschlands bisher nur marginal aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive untersucht worden sei (Heinemann/Steber 2021: 676). Unter die verschiedenen Themenbereiche, anhand welcher die Verschränkung der Produktion von Geschlecht als sozialer Kategorie und die Hervorhebung und Praxis von Demokratie in der frühen Bundesrepublik (ebd.: 672) besonders gut veranschaulicht werden könne, fällt laut der Historikerin Martina Steber auch die Geschichte konservativer Frauenvereine (2021: 713).

An der Schnittstelle dieser Leerstellen – der Forderung nach intersektionalen und postkolonialen Zugriffen auf die Frauenbewegungsgeschichte und der Frage nach dem Einfluss konservativer Frauenvereine in der Anfangsphase der Bundesrepublik – setzt der vorliegende Beitrag an. Ich nutze das Beispiel des 1899 gegründeten Deutsch-Evangelischen Frauenbunds (DEF)⁴, um die intersektionale Verschränkung der Kategorien Geschlecht, Religion und *race* im Selbstverständnis der Vereinsmitglieder im Zeitraum 1945-1965 darzustellen. Für diese historische Mikroanalyse stelle ich in einem ersten Schritt knapp die Entwicklung der intersektionalen (Geschichts-)Forschung und der kritischen Weißseinsforschung dar. Anschließend ordne ich den DEF in den Zusammenhang der deutschen Frauenbewegungen ein und gebe einen Überblick über die historische Entwicklung des Vereins. Dabei beleuchte ich auch die Rolle der AG Evangelischer Frauen in der DDR, die bisher von der Forschung unbeachtet blieb. In dem anschließenden Analyseteil nutze ich das Beispiel der sog. Staatsbürgerlichen Lehrgänge, die vom DEF für die Vereinsmitglieder angeboten wurden, um in drei Unterkapiteln deren politisches Selbstverständnis herauszuarbeiten. Diese Überlegungen knüpfen an Martina Stebers fünfgliedriges Modell zum politischen Selbstverständnis konservativer Frauengruppen in der frühen Bundesrepublik an (2021: 715-720) und plädieren für eine mögliche Erweiterung um die Kategorie postkolonialer und intersektionaler Differenzkonstruktionen. Ein abschließendes Fazit trägt die Ergebnisse der Untersuchung zusammen und reflektiert Potenzial und Grenzen des verwendeten Quellenbestands, der gewonnenen Erkenntnisse sowie zukünftiger Forschung.

Intersektionalität und kritische Weißseinsforschung

Das Konzept der Intersektionalität hat sich in den vergangenen Jahrzehnten sowohl auf aktivistischer Ebene im Rahmen von feministischen und antirassistischen Kämpfen als auch als analytischer Forschungszugriff etabliert. Der 1989 von der Schwarzen Juristin und Aktivistin Kimberlé Crenshaw eingeführte Terminus beschreibt die Überschneidungen verschiedener Diskriminierungsformen, besonders von Rassifizierung, Klasse und Geschlecht (Crenshaw 1989). Je nach (historischem) Kontext spielen allerdings auch Faktoren wie Religionszugehörigkeit, Aussehen, Behinderung, Sexualität, Bildung und Alter eine wichtige Rolle. Mit der internationalen Zirkulation und Rezeption des Intersektionalitätsbegriffs gingen und gehen unweigerlich verschiedene regionale und kontextabhängige Adaptionen desselben einher. In den vergangenen Jahren gab es im Umfeld der Black Studies und Gender Studies vielfältige Diskussionen über den Status von Intersektionalität heute, ihre vermeintliche Entpolitisierung und Aneignung durch weiße Akademiker*innen sowie die Berechtigung von unterschiedlichen kontextspezifischen Auslegungen und der Anwendung von Intersektionalität als theoretisches Analysemodell (Davis 2020: 114).

Ein weiterer logischer Schritt in der Auseinandersetzung mit rassistischer Diskriminierung aus intersektionaler und historischer Perspektive ist der Einbezug von Weißsein als kritische Wissenskategorie. Susan Arndt definiert Weißsein als eine „Konstruktion des Rassismus, [...] die kollektive Wahrnehmungs-, Wissens- und Handlungsmuster konstituiert“ und sich als „eine historisch und kulturell geprägte symbolische und soziale Position, die mit Macht und Privilegien einhergeht“, äußert (2005: 343). Den (unfreiwillig) markierten rassifizierten ‚Anderen‘ steht im rassistischen System eine vermeintlich neutrale Leerstelle gegenüber. Der von Stimmen aus den *Postcolonial Studies* und den *Critical Whiteness Studies* angeregten Thematisierung von Weißsein wurde und wird jedoch viel Gegenwehr entgegengebracht. Die Forderung, (das eigene) Weißsein als einen in bestehenden rassistischen Machtstrukturen wirksamen Mechanismus zu erkennen, zu untersuchen und zu reflektieren, wird unter Rückgriff auf vielfältige Verteidigungsmechanismen häufig abgelehnt (Arndt/Piesche 2019: 193). Zu den Gegenargumenten zählen dabei der Rückbezug auf die vermeintliche Gleichheit aller Menschen, von bell hooks auch als „myth of sameness“ beschrieben, oder das Bedürfnis, andere Formen der eigenen Benachteiligung zu beweisen, um ein *white privilege* von sich weisen zu können (hooks 1992: 167).

Die fehlende Sichtbarmachung von Weißsein steht in enger Verbindung mit dem Konzept des sog. *Othering*. *Othering*, begrifflich geprägt durch Gayatri Chakravorty Spivak, beschreibt einen Prozess der Differenzkonstruktion, in welchem sich eine als ‚Wir‘ konstituierende Sprecher*innengruppe durch bewusste Zuschreibungen von den ‚Anderen‘ abgrenzt (Spivak 1985: 247). Während diese Zuschreibungen grundsätzlich auf jeder Strukturkategorie oder deren Verschränkungen basieren können, findet die Abgrenzung in (post-)kolonialen und imperialen Kontexten besonders auf Grundlage der Kategorie *race*

statt. Ein in westlichen feministischen Debatten stark verbreitetes Narrativ des *Othering* beschreiben María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan unter Verweis auf die indische feministische Theoretikerin Chandra Talpade Mohanty. Eine Erzählung, in der sich „die europäisch-christliche Frau und Gesellschaft als emanzipiert – sprich, zivilisiert – und die ‚Andere‘ als die zu emanzipierende“ darstellt (Castro Varela/Dhawan 2009: 12), ist Bestandteil vieler weißer Diskursräume. Deutlich wird diese Verschränkung von *race*, Religion und Geschlecht im Kontext der westlichen Dominanz über die Konstruktion von sog. ‚Dritte Welt‘-Subjekten, besonders Frauen (ebd.: 16).

Eine kurze Geschichte des Deutsch-Evangelischen Frauenbunds

Als die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnende und mit Prozessen der Nationalisierung einhergehende Politisierung von Frauen (Schaser 2020: 33) um die Jahrhundertwende auch die christlichen Kirchen erreichte, formierte sich in Deutschland eine konfessionelle Frauenbewegung. In diesem Rahmen entstand 1899 der Deutsch-Evangelische Frauenbund. In den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg positionierte sich der DEF im Spannungsfeld zwischen kirchlicher Sozialarbeit und bürgerlicher Frauenbewegung. Mit dem 1906 vollzogenen Beitritt zum Centralausschuss für Innere Mission, dem größten und einflussreichsten Wohlfahrtsverband im Kaiserreich, sicherte sich der Frauenbund eine Legitimation seiner karitativen Arbeit und band sich an die Evangelische Kirche. Kurz darauf trat der DEF außerdem dem Dachverband der gemäßigten Frauenbewegung, dem Bund Deutscher Frauenvereine (BDF), bei. Insgesamt dauerte die Zusammenarbeit zwischen DEF und BDF zehn Jahre an (Kaufmann 1988: 29f.).

Nach Ende des Ersten Weltkrieges gründete der DEF im Juni 1918 gemeinsam mit anderen evangelischen Gruppen die Vereinigung Evangelischer Frauenverbände Deutschlands (VEFD). Auf gemeinsamer religiöser Grundlage engagierten sich die VEFD-Frauen nun auch politisch. Besonders zentral wurde die Anbindung an die Parteien DVP und DNVP, die vor allem durch die DEF-Vorsitzende Paula Mueller-Otfried, selbst DNVP-Abgeordnete im Reichstag, vorangetrieben wurde (Kaiser 1985: 74; Streubel 2003: 143). Das Verhältnis zwischen DEF-Frauen und Nationalsozialismus vor 1933 wird unterschiedlich eingeschätzt. Unbestritten bleibt in jedem Fall die Nähe der konservativen Frauen zu völkischem Gedankengut spätestens seit den 1920er Jahren und eine zunehmend antisemitische Haltung (Süchting-Hänger 2002: 341). Trotz einer späteren Abgrenzung bestanden zunächst Überschneidungen mit Guida Diehls Neulandbewegung⁵ und radikal rassistischen Politikerinnen wie Käthe Schirrmacher, die zumindest unter Vorbehalt in der Vereinszeitschrift veröffentlichen durften (Süchting-Hänger 2002: 252; Kücherer 1965).

Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 fusionierte der DEF mit der Inneren Mission und stellte sich, wie auch der Katholische Frauenbund, in den Schutz der Kirche. Ab 1939 verbot das NS-Regime protestantischen Frauenverbänden sämtliche karitative Einsätze, weshalb sich die Tätigkeiten

des DEF bis zum Kriegsende auf Seelsorge, Bibelarbeit sowie die sporadische Publikation von Denkschriften beschränkten (Vechtel 1994: 208). Auch wenn die Einschränkungen der Vereinstätigkeiten während der Kriegsjahre zu Unmut unter den DEF-Mitgliedern führten und die Arbeit behinderten, zeigte sich an vielen Stellen der Vereinsführung eine unbestreitbare Kriegsbegeisterung. So weist Heike Köhler in ihrer Biografie der Vorsitzenden Meta Eyl eindeutig deren Unterstützung der Kriegs- und Außenpolitik Hitlers nach (2003: 267). Ungeklärt bleibt an dieser Stelle, inwiefern die Beobachtungen zu Meta Eyls Unterstützung der nationalsozialistischen Regierung und des Krieges auch auf die DEF-Mitglieder in den Ortsgruppen und an der Basis übertragbar sind. Eine detaillierte und vergleichende Untersuchung zu den politischen Einstellungen der DEF-Mitglieder hierzu steht noch aus.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges wurde der DEF wieder ein eigenständiger Verein (AddF: o. J.). Die zuvor vollzogene Angliederung an die Innere Mission stattete die Vereinsfrauen mit den Privilegien aus, die den Kirchen in den Nachkriegsjahren durch die Besatzungsmächte zugesprochen wurden. Auch auf nationaler Ebene schlossen sich bereits direkt nach Kriegsende die ersten Frauengruppen zusammen. 1951 entstand in Westdeutschland unter maßgeblicher Beteiligung der britischen und amerikanischen Besatzungsmächte der Informationsdienst für Frauenfragen (ID), zu dessen vierzehn Gründungsvereinen auch der Dachverband des DEF, die Evangelische Frauenarbeit Deutschland (EFD), zählte. Seit 1969 existierte der ehemalige ID unter dem Namen Deutscher Frauenrat e.V. und vereint bis heute als Dachverband eine Vielzahl von Frauenvereinen (Stoehr/Pawlowski 2002: 17).

Die DEF-Ortsgruppen der Sowjetischen Besatzungszone konnten ihre Vereinstätigkeiten direkt nach Kriegsende zunächst fortsetzen. Ab Frühjahr 1946 kam es durch Druck der Besatzungsmacht auf die Kirchen zu einer zunehmenden Erschwerung der Aktivitäten. Aus den Korrespondenzen zwischen ostdeutschen DEF-Orts- und Landesgruppen und der DEF-Geschäftsführung in Hannover geht hervor, dass die erzwungene Umbenennung der ehemaligen DEF-Gruppen zur AG Evangelischer Frauen im Mai 1946 beschlossen und ab Juni 1946 umgesetzt wurde. Clara Vogler, langjährige DEF-Aktive aus dem Raum Halberstadt, übernahm in diesem Zuge die Koordination der AG Evangelischer Frauen (Vogler 1946a; Vogler 1946b). Ab 1946 fanden in den Landesverbänden wieder regelmäßige Sitzungen statt (o. A. 1946).

Durch die Umbenennung und die damit einhergehende Auflösung aller offiziellen Verbindungen in den Westen konnten die AG-Frauen im Rahmen der bestehenden kirchlichen Strukturen ihre Arbeit mit Einschränkungen fortsetzen, auch wenn sie kein direktes Glied der Landeskirchen waren. Neben einer Zäsur durch den Mauerbau 1961, welcher sich massiv auf die Kommunikationsmöglichkeiten zwischen DEF und AG auswirkte, gilt das Jahr 1969 als zentraler Einschnitt für die Kirchen der DDR. Hier kam es zur Abspaltung der acht Landeskirchen der DDR von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), die bis dato unter großen Anstrengungen aller Gliedkirchen als gesamtdeutsche Institution aufrechterhalten worden war. Fortan bildeten die acht Landeskirchen den Bund der Evangelischen Kirchen (BEK) in der DDR (Lepp 2005: 926).

Diese Trennung führte zu einer weiteren Isolation der AG-Mitglieder. Untersuchungen zur Geschichte der AG Evangelischer Frauen allgemein sowie zu deren Positionierung im Rahmen der Frauenbewegung der DDR liegen bisher nicht vor.

Zum politischen Selbstverständnis konservativer Frauen als Staatsbürgerinnen in der Nachkriegszeit

Die Geschichte konservativer Frauenverbände in der Nachkriegszeit, zu denen auch der DEF zu zählen ist, ist bislang wenig erforscht. Ein wichtiger Beitrag zur Schließung dieser Forschungslücke wurde von Martina Steber (2021) vorgelegt. Das Selbstverständnis konservativer Frauen als Staatsbürgerinnen in der Nachkriegszeit fußte ihrer Untersuchung nach auf fünf Pfeilern: (1) der Erfahrung des Nationalsozialismus, (2) der Überzeugung von einer binären Differenz der Geschlechter, (3) der Annahme einer spezifisch weiblichen Aufgabe der Erziehung zur Demokratie, (4) einem christlichen Bezugsrahmen sowie (5) einer dezidiert anti-kommunistischen Haltung (ebd. 715-720). Stebers Beobachtung, dass dieses „in weiblichen Netzwerken erdacht[e] und in weiblichen Öffentlichkeiten vermittelt[e]“ Modell statt der individuellen Freiheit den Fokus auf das „geordnete Gemeinwohl“ (ebd.: 714) lenkte, lässt sich mit Quellen des Deutsch-Evangelischen Frauenbunds stützen.

Ein zentraler Bestandteil der Arbeit des Deutsch-Evangelischen Frauenbunds nach 1945 war die Organisation von sog. Staatsbürgerlichen Lehrgängen. Wie auch andere Frauenorganisationen der Nachkriegszeit nutzte der DEF das von der Bundeszentrale für Heimatdienst (ab 1963 Bundeszentrale für politische Bildung) finanziell unterstützte Format, um die politische Bildung und Emanzipation der eigenen Mitglieder zu fördern (Miquel 2009: 91). Mit der Zielsetzung, seinen Mitgliedern „die Probleme [der] Zeit nahezubringen“ und sie zur aktiven Partizipation im öffentlichen Leben zu motivieren, fanden ab 1952 mehrmals jährlich Fortbildungen für Mitarbeiterinnen der DEF-Ortsverbände in Hannover statt (Höber 1956). Die Vorträge und Diskussionsveranstaltungen der Staatsbürgerlichen Lehrgänge deckten ein breites thematisches Spektrum ab. Zu den wiederkehrenden Themen zählten beispielsweise Fragen zum Aufbau der Bundesrepublik (Höber 1956), Möglichkeiten zur Mitwirkung an Gesetzgebungsprozessen (o. A. 1964), Fragen zur „Sittlichkeit“ (Höber 1956), religiöse Aspekte und Bibelarbeit (o. A. 1961) sowie besonders häufig auch die deutsch-deutsche Teilung und die Situation von Frauen in der SBZ/DDR (Höber 1956).

Kerrin Höber betonte in einem 1956 verfassten Resümee über die Lehrgänge besonders die Verantwortung, welche die DEF-Mitglieder „als evangelische Frauen für ihr Volk“ trügen (Höber 1956). Diese Intersektion von evangelischem Glauben und weiblichem Geschlecht wurde auch von Ilse Haun, ab 1950 Geschäftsführung der DEF-Zentrale in Hannover und zweite Vorsitzende des Vereins, hervorgehoben (1956):

Evangelische Frauen, auch solche, die am Rande der Kirche stehen, sollen sich ihrer Verantwortung als Christen gegenüber der Gesellschaft und den Mitmenschen bewusst werden. Sie sollen aufwachen und begreifen lernen, dass auf ihre Mitarbeit nicht verzichtet werden kann. [...] Sie sollen lernen, sich zu den aktuellen Fragen eine eigene Meinung zu bilden, damit sie als Frau, Mutter und Berufstätige einen klaren Standpunkt vertreten können. Unser Fernziel ist es, gerade bei den jüngeren Frauen die Bereitschaft zu wecken, in späteren Jahren ein Amt in der kirchlichen, sozialen oder politischen Arbeit zu übernehmen.

Die im Zitat beschriebene Verantwortung evangelischer Frauen schien in genau dieser Überschneidung zu liegen. Das geforderte Pflichtbewusstsein aller Christen, sich für die Nächstenliebe einzusetzen, wurde durch den Zusatz der spezifisch weiblichen Rollenentwürfe ‚Frau‘, ‚Mutter‘ und ‚Berufstätige‘ ergänzt, wodurch neben die Chance der politischen Emanzipation auch der Selbstanspruch, alle genannten Aufgaben zu vereinen, trat. Besonders die Betonung der Mutterrolle zeigt dabei, dass die Anforderungen im häuslichen Bereich weiterbestanden und nun durch Berufstätigkeit und politisches Engagement ergänzt wurden. Es ist zu vermuten, dass das Anforderungsprofil an evangelische Männer diese Komponente der mit Mütterlichkeit assoziierten Sorge- wie Hausarbeit ausschloss. So unterstreicht auch Martina Steber, dass sich „Weiblichkeit [...] in einer solchen Lesart zu Mütterlichkeit [verdichtete]“ und „von der aufopfernden Fürsorgeorientierung über die zugewandte Emotionalität bis hin zur Streitbarkeit und dem bedingungslosen Einsatz für die Anvertrauten“ reichen konnte (2021: 717). Deutlich zeigt sich die Verschränkung der Kategorien der Geschlechterdifferenz, der spezifisch weiblichen Aufgabe der Erziehung zur Demokratie sowie des christlichen, hier protestantischen Bezugsrahmens.

Auch geht daraus hervor, dass das Alter der aktiven Mitglieder eine entscheidende Rolle spielte. Ilse Hauns Appell, der sich besonders an jüngere Frauen richtete, verdeutlicht das Nachwuchsproblem, mit dem sich der DEF konfrontiert sah. So wurde in dem Bericht eines Treffens der Landesverbandsvorsitzenden 1956 betont,

dass etwas Entscheidendes in den nächsten 10 Jahren geschehen muss, wenn der DEF sich erhalten will. Man erkennt die Schwierigkeit, dass es früher Frauen gab, die sich nach Aufgaben sehnten, während heute wenig Menschen mehr Zeit haben. (o. A. 1956)

Der konservative Weiblichkeitsentwurf des DEF in der Nachkriegszeit schien für jüngere Frauen wenig attraktiv. Möglicherweise lag dies auch daran, wie Steber erarbeitete, dass der Bezugspunkt der Erfahrung des Nationalsozialismus für jüngere Frauen, die den NS als Kinder und Jugendliche erlebt hatten, als Abgrenzungsfolie nicht griff (2021: 715). Als Gegenmaßnahme wurde in dem Bericht eine Stärkung des Patriotismus vorgeschlagen und betont, dass „wieder die Liebe zum Vaterland geweckt werden [müsse]“, da dies „auch früher die Triebkraft gewesen“ sei (o. A. 1956).

Die rassifizierte Debatte um Südafrika im Programm der Staatsbürgerlichen Lehrgänge

Eine Möglichkeit, ein Gemeinschaftsgefühl unter den DEF-Mitgliedern herzustellen, bestand durch Abgrenzung von rassifizierten ‚Anderen‘. Neben der Bezugnahme auf das Geschlecht (weiblich) und die Religion (christlich, evangelisch) geschah dies auch über den Aspekt des Weißseins.⁶ So wurde ab 1957 die sog. ‚Rassenfrage‘ zu einem häufig diskutierten Thema im Vortragsprogramm des DEF. Vorrangig wurde dazu Friedrich Hübner (1911-1991), Theologe und späterer Landesbischof Schleswig-Holsteins, als Redner nach Hannover eingeladen. Unter Titeln wie „Streiflichter zur Rassenfrage“, „Die Rassenfrage als Problem der sozialen Umwälzung“, „Farbige und Weisse in Afrika“ und „Afrika. Land der Spannungen“ referierte der ehemalige Missionar Hübner vor den Teilnehmerinnen der Staatsbürgerlichen Lehrgänge (o. A. 1957; o. A. 1958b; o. A. 1960). Teilweise wurden gleichbetitelt Vorträge auch von anderen Referentinnen gehalten, wie beispielsweise 1958 von der Vikarin Elma Waubke (1927-2015), wobei unklar bleibt, ob der Vortragsinhalt dabei auf Hübners Vorarbeiten beruhte oder selbst entwickelt wurde (o. A. 1958a).

Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung stand dabei oft die politische Situation Südafrikas, dessen rassistisches Apartheidsystem zu dieser Zeit zunehmend globale Betrachtung fand.⁷ Ein Beispiel dafür ist der im September 1957 gehaltene Vortrag „Die Rassenfrage als Problem der sozialen Umwälzung“. Friedrich Hübner begann seine Ausführungen mit einer Erklärung der Situation der sog. Buren. Diese Afrikaans sprechenden europäischen Einwanderer*innen seien entgegen der gängigen Meinung keine „Eindringlinge“ in Südafrika, sondern ab Ende des 18. Jahrhunderts berechtigterweise „in einen menschenleeren Raum hinein gestoßen [sic]“, in dem „nur vereinzelt Buschmänner wohnen“. Später sei es dann zu einem bewaffneten Konflikt mit den „Bantustämme[n]“ und englischen Siedler*innen gekommen, womit sich Hübner vermutlich auf die sog. Burenkriege 1880/81 und 1899-1902 bezieht. Inzwischen stünde dem kleinen Anteil der weißen Bevölkerung (3 Mill., zusammengesetzt aus „Buren“ und „Engländern“) eine Schwarze Bevölkerung von 12 Mill. gegenüber, die Hübner mit der rassistischen N-Bezeichnung beschreibt.⁸ Die deshalb von den Buren durchgesetzten Segregationsbestimmungen würden „in ihrer ganz strengen Rassentrennung“ jedoch nicht nur zur „Rettung der Weißen“ bestehen, sondern auch das „heimatliche Milieu“ der „N.“ erhalten und damit zum Schutz der Schwarzen Bevölkerung beitragen. Eine Gefährdung dieses Systems läge in der heimlichen Unterstützung der Engländer für die „N.“, durch welche die Buren es besonders „schwer“ hätten. Die Vermittlungsarbeit zwischen den Fronten sei jetzt Aufgabe von Wirtschaft und Kirche (o. A. 1957).

Aus diesem Vortragsprotokoll geht hervor, dass der Beitrag Friedrich Hübners als wissenschaftlicher Vortrag verstanden wurde, der über eine politische Sachlage aufklärt. Dadurch, dass Hübner als ‚Experte‘ vor den Teilnehmerinnen sprach, blieb die vermeintlich neutrale Erzählung unhinterfragt. Die Gruppe empfand demnach sowohl die ursprüngliche Landnahme als auch die in Folge der Konflikte gewaltvoll etablierte rassifizierte Segregation zwischen

Schwarzer und weißer Bevölkerung als gerechtfertigt, um die eigenen weißen Interessen zu schützen. Der Hinweis auf die große Differenz in den Bevölkerungszahlen positionierte die Weißen zusätzlich in einer Opferrolle. Weiterhin wurde durch die besondere Hervorhebung der Hilfspflicht der Kirche direkt an das Gewissen der Zuhörerinnen appelliert und verdeutlicht, dass ein Eingreifen in den Konflikt zum christlichen Auftrag gehöre. Die Geschlechterhierarchie zwischen männlichem Experten und weiblichen Zuhörerinnen löste sich dort auf, wo alle als weiß und christlich positionierte Deutsche zusammenkamen: in der durch Rassifizierung begründeten Deutungs- und Handlungshoheit über die Schwarze Bevölkerung Südafrikas. Die in der Begründung dafür verschmelzenden religiösen und rassistischen Argumente im Sinne einer christlichen weißen Vorherrschaft benannten jedoch nicht, welche konkreten Formen der kirchliche Einsatz der DEF-Frauen annehmen könnte.

Eine mögliche Antwort bietet ein Ausblick über den zeitlichen Untersuchungsrahmen hinaus. Im Zuge der sog. ‚Dritte-Welt-Bewegung‘ im Laufe der 1970er Jahre entstand in der BRD eine Reihe christlicher Formate des Anti-Apartheid-Protests, zu denen auch der Dachverband des DEF, die Evangelische Frauenarbeit in Deutschland, beitrug. Die ab 1978 aufmerksamkeitswirksam durchgeführte und erfolgreiche Boykottaktion von Früchten aus Südafrika löste eine Reihe von Konflikten innerhalb der EFD sowie der EKD aus (Tripp 2015: 116). Der Deutsch-Evangelische Frauenbund gehörte zu den wenigen Mitgliedsorganisationen der EFD, die jährlich erfolglos *gegen* die Boykottaktion stimmten (ebd.: 150-151) und damit eine gewohnt konservative Stellung bezogen.

Auch wenn an dieser Stelle nicht weiter auf die Ablehnung der Boykottaktion durch den DEF eingegangen werden kann, wird deutlich, dass im Rahmen der Emanzipationsbewegungen der 1970er auch neue Verhandlungen über Formen der *agency* von evangelischen Frauen stattfanden. Für einen Großteil der EFD-Mitglieder schien nun eindeutig, dass die strukturelle rassistische Gewalt des Apartheidsystems zu verurteilen sei. Im Gegensatz zu den DEF-Mitgliedern Ende der 1950er Jahre nutzten andere EFD-Akteurinnen mit dem Boykott jetzt proaktiv eine Form des antirassistischen politischen Protests. Ein möglicher Erklärungsansatz für die anhaltend ablehnende Haltung des DEF liegt in der bereits 1956 von Ilse Haun prognostizierten Generationenproblematik (o. A. 1956), die im vorherigen Kapitel besprochen wurde. Geeint blieben die unterschiedlichen Positionen jedoch in der Überzeugung davon, einen Auftrag zur Nächstenliebe für und zur Rettung von rassifizierten ‚Anderen‘ zu tragen. Ein weiterer Ausdruck dessen wird im nächsten Kapitel in Form der sog. ‚Entwicklungshilfe‘ diskutiert.

Die ‚Gefahr‘: Bevölkerungsentwicklung in der ‚Dritten Welt‘

Ab den 1960er Jahren griffen DEF-Mitglieder verstärkt Themen der sog. ‚Entwicklungshilfe‘⁴⁹ auf und spiegelten damit ein gesamtgesellschaftliches Phänomen (Bohnet 2019: 41). Bei einer Staatsbürgerlichen Tagung in Berlin referierte Ilse Haun 1965 beispielsweise über „die politische Bedeutung der soge-

nannten Bevölkerungsexplosion in Asien und Afrika“. In der anschließenden „Aussprache“ – dies bezeichnet die auf das Referat folgenden Diskussionen der Teilnehmerinnen – sammelten die Hörerinnen Ideen zu ihrer Beteiligung als Frauen an der ‚Entwicklungshilfe‘ (o. A. 1965). In der AG Evangelischer Frauen wurde die „Bevölkerungsexplosion“ schon 1964 zum Thema einer Rüstzeit¹⁰. Helene Keiner berichtete darüber:

In weiten Gebieten von Asien, Afrika und Lateinamerika aber müssen wir von einem Überdruck, von einer Bevölkerungsexplosion sprechen. Diese Worte kennzeichnen die Gefahr. Die Christen sind zur Verantwortung aufgerufen, unsere Partnerschaft ist angesprochen (Brot für die Welt). Die Hilfe fängt mit geistig-wissenschaftlicher Erforschung an, die Anleitung zur Selbsthilfe muß ihr folgen.

Die hier verwendeten Formulierungen „Überdruck“, „-explosion“ und „Gefahr“ zeichnen ein drastisches Bild und fügen sich in verbreitete bevölkerungspolitische Diskurse der Nachkriegszeit ein. Darin wurde ein enger Zusammenhang zwischen Bevölkerungswachstum in den sog. ‚Entwicklungsländern‘ und einer Gefahr der Sicherheit der westlichen Welt hergestellt (Frey 2007: 139). Marc Frey schreibt diesen Diskursen eine doppelte Bedeutung zu. In Anlehnung an Susan Greenhalgh (1996: 27) müsse die globale Politik der Bevölkerungskontrolle nach 1945 als „reproduktive Westernisierung“, also die „globale Durchsetzung der westlichen Norm, dass Kleinfamilien die Basis der Gesellschaft seien“, verstanden werden. Zusätzlich sei die Bevölkerungspolitik aber auch Ausdruck sozialer, kultureller und ethnischer Differenzierung und Hierarchisierung gewesen (2007: 140; 158).

Sowohl bei Ilse Haun als auch bei Helene Keiner wurden diese westliche Deutungshoheit und Überlegenheit vorausgesetzt. Es bedürfe der „geistig-wissenschaftliche[n] Erforschung“ durch westliche Experten, so Keiner (1964), um angemessen auf die Situation zu reagieren. In einem Positionspapier formulierte Irmgard Berchem stellvertretend für den DEF noch deutlichere Überlegungen zu den Themen Elternschaft und ‚Dritte Welt‘. Sie sprach sich darin für ein Eingreifen in die Geburtenpolitik der ‚Entwicklungsländer‘ aus, da „die Eingeborenen [...] erst nach und nach zu einer verantwortlichen Elternschaft erzogen“ werden könnten (Berchem o. J.). Eindeutig zeigt sich hier die Verknüpfung von alterisierenden und rassistischen Zuschreibungen, durch die die eigene Überlegenheitsüberzeugung der Sprecherin zum Ausdruck kommt (Ofuatey-Alazard 2019: 683). Aber auch in Formulierungen wie „Partnerschaft“ und „Hilfe zur Selbsthilfe“ (Keiner 1964), die eine vermeintliche Gleichberechtigung implizieren, drückt sich ein Fortleben kolonialer Zivilisierungsmissionen und Herrschaftstechniken aus, die auch in den postkolonialen Staaten der 1950er und 60er Fortsetzung fanden (Büschel 2009: 200).

Die Begründung für den postulierten Handlungsbedarf wurde dabei auf unterschiedliche Weise konstruiert. Helene Keiner hob vor allem die Zugehörigkeit zum christlichen Glauben als Motiv hervor und sprach von einer christlichen „Verantwortung“ zur „Partnerschaft“. Dies deckte sich mit der Philosophie der 1959 gegründeten evangelischen Hilfsorganisation Brot für die Welt, auf die

sie sich ebenfalls bezog (Bohnet 2019: 45). Bei Ilse Haun stand mit der Frage nach spezifisch weiblichen Handlungsmöglichkeiten der geschlechtliche Aspekt stärker im Mittelpunkt. Beide Ansätze eint die Überzeugung einer christlichen Zivilisierungsmission, die auch im postkolonialen Zeitalter greifen sollte.

Fazit

Der vorliegende Beitrag nutzte das Beispiel des Deutsch-Evangelischen Frauenbunds, um intersektionale Verschränkungen im Selbstverständnis konservativer Frauenvereine in der Anfangsphase der Bundesrepublik darzustellen. Besonders deutlich trat in der Idee und dem Programm der Staatsbürgerlichen Lehrgänge die Überschneidung von Annahmen zu Geschlecht (binäre Geschlechterdifferenz, spezifisch weibliche Aufgabe der Erziehung zur Demokratie) und Religion/ Konfession (Christliche Verantwortung der Kirche und Welt gegenüber) hervor. Darüber hinaus wurde deutlich, dass durch das Aufgreifen entwicklungspolitischer Themen Überzeugungen von westlicher und weißer Überlegenheit ausgedrückt und reproduziert wurden. Die Abgrenzung von ‚Anderen‘, seien es Männer, seien es Atheist*innen oder Angehörige anderer Religionen, seien es nicht-weiße Personen, wirkte als identitätsstiftender Faktor für die evangelischen Frauen und bestimmte das (politische) Selbstverständnis in der Frühphase der BRD.

Eine Erweiterung von Martina Stebers fünfgliedrigem Modell um intersektionale und postkoloniale Perspektiven bietet somit die Möglichkeit, die konservativen Akteurinnen nicht nur im politischen Milieu der deutschen Nachkriegsgesellschaft zu positionieren, sondern auch offenzulegen, dass es sich dabei um die Verortung in einem System weißer Dominanzkultur handelt. Die Sichtbarmachung der Funktion von rassistischen Fremdzuschreibungen, die neben den genannten fünf Pfeilern die Identitätskonstruktion der untersuchten Akteurinnen maßgeblich prägten, verdeutlicht auch, dass die vertretenen Ideen von Demokratie und Staatsbürgerschaft in der frühen BRD nicht losgelöst von nationalen und rassifizierten Identitätswürfen gedacht werden können. Durch den Untersuchungsgegenstand der Staatsbürgerlichen Lehrgänge, die von der DEF-Geschäftsstelle und den höheren Mitgliedern organisiert wurden, beschränken sich die gemachten Beobachtungen allerdings auf eine Gruppe von politisch aktiven Frauen mit einem ungewöhnlich hohen Bildungsgrad und relativer Autonomie. Anschließende Studien sollten Unterschiede im Selbstverständnis zwischen den Ortsgruppen und der Vereinsleitung miteinbeziehen. Auch der von Steber hervorgehobene Aspekt des dezidierten Antikommunismus, der sich meiner Einschätzung nach ebenso deutlich beim DEF zeigt, konnte in diesem Beitrag nicht untersucht werden. Aus Platzgründen musste auch auf einen Vergleich der west- und ostdeutschen Vortragsprogramme verzichtet werden. Lediglich im letzten Unterpunkt wurde das Beispiel einer ostdeutschen Rüstzeit miteinbezogen – der Quellenbestand zur AG Evangelischer Frauen bietet sich hier für eine zukünftige vergleichende Studie an. Die von mir beschriebenen Beispiele postkolonialer Differenzkonstruktionen und Weißseins sollten

zusätzlich in Verbindung zur evangelischen Missionsgeschichte gesetzt werden und darüber hinaus im Rahmen einer größeren Studie zum DEF sowie anderen konservativen Frauenorganisationen untersucht werden. Somit könnte aufgezeigt werden, dass Weißsein und die Kategorie *race* auch in der Frauenbewegung der frühen Bundesrepublik vor allem in der Projektion auf rassifizierte ‚Andere‘ eine Rolle spielten.

Korrespondenzadresse

Fabiana Kutsche
fabiana.kutsche@uni-koeln.de

Universität zu Köln
Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln

Anmerkungen

- 1 Ich habe an dieser Stelle den Ausdruck „behinderte Frauen“ (*identity-first language*) statt „Frauen mit Behinderung“ (*person-first language*) gewählt, um die spezifische Intersektion zwischen ableistischer Diskriminierung und Geschlecht sichtbar zu machen. Je nach Kontext werden beide Formulierungen von Betroffenenverbänden empfohlen. Siehe Leidmedien.de (o. J.): Begriffe über Behinderung von A bis Z. <<https://leidmedien.de/begriffe/>> (Zugriff: 17.03.2022).
- 2 Zu den wichtigsten Einwüfen ab Mitte der 1980er Jahren zählen u.a. der 1986 erstmalig erschienene Klassiker der afrodeutschen Frauenbewegung „Farbe bekennen“ (Ayim/Oguntoye/Schultz 2020) sowie die Sammelbände „Entfernte Verbindungen“ (Hügel et al. 1993) und „Spricht die Subalterne Deutsch?“ (Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003).
- 3 Einzig für die Zeit des deutschen Kolonialismus ist das Verhältnis von Geschlecht und Weißsein verhältnismäßig gut erforscht. Vgl. u.a. Frances Gouda (1933): „Das ‚unterlegene‘ Geschlecht der ‚überlegenen‘ Rasse“, Lora Wildenthal (2001): „German Women for Empire“, Katharina Walgenbach (2005): „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“, Annette Dietrich (2007): „Weiße Weiblichkeiten“ oder Eva Bischoff (2011): „Kannibale Werden“.
- 4 Von 1899 bis 1969 Deutsch-Evangelischer Frauenbund (D.E.F.B.), danach und fortlaufend Deutscher Evangelischer Frauenbund (DEF). Zum besseren Verständnis wird im weiteren Verlauf des Aufsatzes durchgängig die Abkürzung DEF verwendet; dies entspricht der Literatur zum Thema.
- 5 Bei der sog. Neulandbewegung (NLB) handelte es sich um eine von dem ehemaligen DEF-Mitglied Guida Diehl gegründete evangelische Frauengruppierung aus dem Spektrum der völkischen Jugend- und Reformbewegung, die während des Ersten Weltkriegs ent-

- stand. Im Laufe der 1920er Jahre radikalisierte sich die auch vorher schon deutlich rassistische und antisemitische Gruppenausrichtung. Ab 1931 bekannte sich die NLB offen zum Nationalsozialismus (Streubel 2003: 146 f.).
- 6 Soweit dies aus dem Quellenmaterial ableitbar ist, ist davon auszugehen, dass es unter den westdeutschen DEF-Mitgliedern keine Schwarzen Frauen und *Women of Color* gab.
- 7 Der Zeitpunkt der Auseinandersetzung des DEF mit Südafrika in den späten 1950er Jahren ist laut Sebastian Tripp erstaunlich früh. Zwar wurde das Thema in Deutschland besonders im protestantischen Milieu bald besprochen, doch habe die breite Diskussion erst Anfang der 1970er begonnen (2015: 8).
- 8 Das N-Wort wird in diesem Text orthografisch entfremdet, um die Reproduktion rassistischer Sprache zu vermeiden. Vgl. dazu auch die Überlegungen von Pablo Schmelzer (2021: 21f.).
- 9 ‚Entwicklungshilfe‘ und ‚Entwicklungsland‘ werden hier ebenso wie ‚Dritte Welt‘ als Quellenbegriffe verwendet und durch Anführungszeichen gekennzeichnet. Einführende Erläuterungen zum kolonialen und rassistischen Hintergrund der Begriffe finden sich bei Daniel Bendix (2019).
- 10 Der Begriff bezeichnet ein Format christlicher Ferienfreizeiten, das nach 1945 vor allem in der SBZ/ DDR verbreitet war.

Literatur

Unveröffentlichte Primärquellen

- o. A. (1946): Einladung zur Arbeitsbesprechung des Verbands Sachsen-Anhalt am 16.11.1946 in Halle/ Saale. AddF NL-K-16, I-159.
- o. A. (1956): Sitzung mit Landesverbandsvorsitzenden anlässlich der Tagung 03/1956. AddF NL-K-16, E-11.
- o. A. (1957): Abschlussbericht Staatsbürgerlicher Lehrgang (09/1957) in Hannover. AddF NL-K-16, E-11.
- o. A. (1958a): Abschlussbericht Staatsbürgerlicher Lehrgang (02/1958) in Hannover. AddF NL-K-16, E-11.
- o. A. (1958b): Abschlussbericht Staatsbürgerlicher Lehrgang (09/1958) in Hannover. AddF NL-K-16, E-11.
- o. A. (1960): Abschlussbericht Staatsbürgerlicher Lehrgang (10/1960) in Hannover. AddF NL-K-16, E-11.
- o. A. (1961): Abschlussbericht Staatsbürgerlicher Lehrgang (10/1961) in Hannover. AddF NL-K-16, E-11.
- o. A. (1964): Abschlussbericht Staatsbürgerlicher Lehrgang (11/1964) in Hannover. AddF NL-K-16, E-12.
- o. A. (1965): Abschlussbericht Staatsbürgerlicher Lehrgang (02/1965) in Berlin. AddF NL-K-16, E-12.
- Berchem, Irmgard (o. J.): Verschiedene Fragen und Antworten. AddF NL-K-16, A-317.
- Haun, Ilse (1956): Schriftliches Resümee über die Staatsbürgerlichen Lehrgänge (Herbst 1956). AddF NL-K-16, E-11. <https://doi.org/10.1515/zna-1956-0803>.
- Höber, Kerrin (1956): Schriftliches Resümee über die Staatsbürgerlichen Lehrgänge (Frühling 1956). AddF NL-K-16, E-11.

- Keiner, Helene (1964): Sommerrundbrief Sachsen-Anhalt 1964. AddF NL-K-16, I-160.
- Sekundärliteratur**
- AddF – Forschungsinstitut und Dokumentationszentrum (o. J.): Deutscher Evangelischer Frauenbund (seit 1899). An der Schnittstelle von Protestantismus und Frauenbewegung. <<https://www.addf-kassel.de/dossiers-und-links/dossiers/dossiers-organisationen/deutscher-evangelischer-frauenbund-def/>> (Zugriff: 04.12.2021).
- Arndt, Susan (2005): Mythen des weißen Subjekts. Verleugnung und Hierarchisierung von Rassismus. In: Eggers, M. M. et al. (Hrsg.): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: Unrast, S. 340-362.
- Arndt, Susan/Piesche, Peggy (2019): Weißsein. Die Notwendigkeit Kritischer Weißseinsforschung. In: Arndt, S./Ofuately-Alazard, N. (Hrsg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast, S. 192-193.
- Ayim, May/Oguntoye, Katharina/Schultz, Dagmar (2020): Farbe bekennen. Afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, schwarz bewegt. Berlin: Olanda Verlag.
- Bendix, Daniel (2019): Entwicklung/ entwickeln/ Entwicklungshilfe/ Entwicklungspolitik/ Entwicklungsland. In: Arndt, S./Ofuately-Alazard, N. (Hrsg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast, S. 272-278.
- Kücherer, Lena (1965): Bericht über Ortsgruppe Herrnhut. AddF NL-K-16, A-296.
- Vogler, Clara (1946a): Brief an Margarete Haccius (01.05.1946). AddF NL-K-16, J-222.
- Vogler, Clara (1946b): Brief an Meta Eyl (23.05.1946). AddF NL-K-16, J-222.
- Bohnet, Michael (2019): Geschichte der deutschen Entwicklungspolitik. Stuttgart: UTB. <https://doi.org/10.36198/9783838551388>.
- Büschel, Hubertus (2009): Eine Brücke am Mount Meru: Zur Globalgeschichte von Hilfe zur Selbsthilfe und Gewalt in Tansania. In: Büschel, H./Speich, D. (Hrsg.): Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit. Frankfurt/M: campus, S. 175-206.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2009): Feministische Postkoloniale Theorie: Gender und (De-)Kolonialisierungsprozesse. Europa provinzialisieren? Ja, bitte! Aber wie? In: *femina politica* 2, S. 9-18.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: *University of Chicago Legal Forum* 1, S. 139-167.
- Davis, Kathy (2020): Who owns intersectionality? Some reflections on feminist debates on how theories travel. In: *EJ-WAS* 27, 2, S. 113-127. <https://doi.org/10.1177/1350506819892659>.
- Frey, Marc (2007): Experten, Stiftungen und Politik: Zur Genese des globalen

- Diskurses über Bevölkerung seit 1945. In: *Zeithistorische Forschungen* 4, 1-2, S. 137-159.
- Greenhalgh, Susan (1996): *The Social Construction of Population Science: An Intellectual, Institutional, and Political History of Twentieth-Century Demography*. In: *Comparative Studies in Society and History* 38, S. 26-66. <https://doi.org/10.1017/S0010417500020119>.
- Heinemann, Isabel/Steber, Martina (2021): *Geschlecht und Demokratie. Deutungskämpfe um die Ordnung der Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland*. In: *VfZ* 69, 4, S. 669-678. <https://doi.org/10.1515/vfzg-2021-0043>.
- Hooks, Bell (1992): *Black Looks. Race and Representation*. Boston MA: South End Press.
- Kaiser, Jochen-Christoph (1985): *Frauen in der Kirche: Evangelische Frauenverbände im Spannungsfeld von Kirche und Gesellschaft 1890-1945. Quellen und Materialien*. Düsseldorf: Schwann.
- Kaufmann, Doris (1988): *Frauen zwischen Aufbruch und Reaktion: Protestantische Frauenbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. München: Piper.
- Köhler, Heike (2003): *Deutsch – Evangelisch – Frau. Meta Eyl – eine Theologin im Spannungsfeld zwischen nationalsozialistischer Reichskirche und evangelischer Frauenbewegung*. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag.
- Leidmedien.de (o. J.): „Begriffe über Behinderung von A bis Z“. <<https://leidmedien.de/begriffe/>> (Zugriff: 17.03.2022).
- Lepp, Claudia (2005): *Tabu der Einheit? Die Ost-West-Gemeinschaft der evangelischen Christen und die deutsche Teilung (1945-1969)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. <https://doi.org/10.13109/9783666557439>.
- Miquel, Beate von (2009): *Aufbruch in die Demokratie. Politische Partizipation in evangelischen Frauenverbänden nach 1945*. In: Friedrich, C./Kramer, N./Zellmer, E. (Hrsg.): *Lieschen Müller wird politisch. Geschlecht, Staat und Partizipation im 20. Jahrhundert*. München: Oldenbourg, S. 85-94.
- Ofuatey-Alazard, Nadja (2019): „Eingeborene r“. In: Ofuatey-Alazard, N./Arndt, S. (Hrsg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast, S. 683.
- Schaser, Angelika (2020): *Frauenbewegung in Deutschland 1848-1933*. Darmstadt: wbg.
- Schmelzer, Pablo (2021): „Black and White, unite and fight“. *Die deutsche 68er-Bewegung und die Black Panther Party*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): *The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives*. In: *History and Theory* 24, 3, S. 247-272. <https://doi.org/10.2307/2505169>.
- Steber, Martina (2021): *Staatsbürgerinnen für die Demokratie. Konservative Frauen und die junge Bundesrepublik*. In: *VfZ* 69, 4, S. 713-722. <https://doi.org/10.1515/vfzg-2021-0047>.
- Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hrsg.) (2003): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster: UNRAST-Verlag.
- Stoehr, Irene/Pawlowski, Rita (2002): *Die unfertige Demokratie. 50 Jahre „Informationen für die Frau“*. Berlin: Deutscher Frauenrat.
- Streubel, Christiane (2003): *Frauen der politischen Rechten in Kaiserreich und Republik. Ein Überblick und Forschungsbericht*. In: *Historical Social Research* 28, 4, S. 103-166.

Stritzelberger, Sophie (2020): Tagungsbericht: Aufbrüche: Geschichte der Frauenbewegungen im 20. Jahrhundert, 10.10.2019 - 11.10.2019 Hamburg. <www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8577> (Zugriff: 04.12.2021).

Süchting-Hänger, Andrea (2002): Das „Gewissen der Nation“. Nationales Engagement und politisches Handeln konservativer Frauenorganisationen 1900 bis 1937. Düsseldorf: Droste.

Tripp, Sebastian (2015): Fromm und politisch. Christliche Anti-Apartheid-Gruppen und die Transformation des westdeutschen Protestantismus 1970-1990. Göttingen: Wallstein.

Vechtel, Anne (1994): Der Deutsch-Evangelische Frauenbund: Im Zwiespalt zwischen Protestantismus, Nationalsozialismus und Frauenbewegung. In: Kuhn, A. (Hrsg.): Frauenleben im NS-Alltag. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 204-214.

Christa Klein

„Abortion on Demand - No Forced Sterilization“.
Intersektionale Perspektiven auf Bio-Macht in den
1970/80er Jahren

Zusammenfassung: Der Begriff Intersektionalität wurde 1989 von Kimberlé Crenshaw geprägt. Als solidarische Praxis und kritische Analyseperspektiven auf Bevölkerungspolitik lassen sich intersektionale Perspektiven aber bereits in den Neuen Frauenbewegungen finden. Der Artikel erläutert die Analysebegriffe „Intersektionalität“ und „Bio-Macht“ und umreißt mit dem Fokus auf Reproduktionspolitiken die Entwicklung intersektionaler Perspektiven auf Bio-Macht in den 1970/80er Jahren. Am Beispiel feministischer Bewegungen im deutschen und US-amerikanischen Kontext wird nachgezeichnet, wie Forderungen nach der Legalisierung von Abtreibung einerseits, der Abschaffung von Zwangssterilisationen andererseits im Protest gegen bevölkerungspolitische Interventionen zusammenkamen und auch die historische Aufarbeitung eugenischer Bio-Politiken inspirierten.

Schlagwörter: Intersektionalität; Bio-Macht; Neue Frauenbewegungen; Geburtenpolitik; reproductive justice

„Abortion on Demand - No Forced Sterilization“.
Intersectional Perspectives on Bio-power in the 1970/80s

Abstract: The term intersectionality was coined by Kimberlé Crenshaw in 1989. However, as a practice of solidarity and critical analytical perspectives on population policy interventions, intersectional perspectives can already be found in second-wave feminisms. The article introduces the analytical terms "intersectionality" and "bio-power" and outlines the development of intersectional perspectives on bio-power in the 1970s/80s with a focus on reproductive politics. Using the example of feminist movements in the German and US-American context, it traces how demands for the legalization of abortion on the one hand and the abolition of forced sterilization on the other came together in the protests against population policy interventions and also inspired the historical analysis of eugenic bio-policies.

Keywords: intersectionality; bio-power; 2nd wave feminisms; birth control; reproductive justice



Abb. 1: Demonstrationsplakat aus den USA der 1970er Jahre, Filmaufnahme aus „A Moment in Herstory“ von Catherin Russo (2013).

Einleitung

Der Begriff „Intersektionalität“ ist mit dem Transfer von Kimberlé Crenshaws Aufsatz „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex“ (1989) in andere Sprachen, Disziplinen und Kontexte auch in Deutschland angekommen. Seine Historisierung steht aber noch weitgehend aus (vgl. weiterführend Collins /Bilge 2016). Mit einem kursorischen Einblick¹ in westdeutsche und US-amerikanische Frauenbewegungen² der 1970er/80er Jahre frage ich im Folgenden, ob Intersektionalität vor der Begriffsbildung als ein solidarisiertes Gegenkonzept zu biopolitischen Interventionen gelesen werden kann. Nach einer Einführung in das Konzept der Intersektionalität sowie Foucaults kritische Analyse von Bio-Macht fokussiert dieser Artikel die Frage der Reproduktionspolitik und konzentriert sich auf eine Phase, in der intersektionale Perspektiven auf Bio-Macht von Frauen auf breiter und populärer Basis artikuliert wurden – nicht zuletzt mit Transparenten, wie an dem Demonstrationsplakat „Abortion on Demand. No Forced Sterilization“ (Abb. 1) erkennbar ist. In dieser Phase der 1970/80er Jahre wurden die Differenzen zwischen Frauen in Bewegungskontexten zunehmend deutlicher artikuliert (vgl. etwa Arenas Conejo 2013: 26) und die Einsicht wuchs, dass sich Herrschaftsverhältnisse entlang verschiedener ‚Achsen‘ gegenseitig bedingen und verstärken (vgl. Ferree 2009: 85). Um verschränkte Ungleichheiten zu untersuchen, musste so die einseitige Konzentration auf ‚primäre‘ Achsen der Unterdrückung sukzessive aufgegeben, der akkumulative Ansatz, „the notion of parts making up a whole“ durch komplexere Modelle ersetzt werden (Walby 2007: 461, 463). Regime der Ungleichheit (Walby 2009: 19) sind multipel und liegen in den seltensten Fällen 1:1 über- oder nebeneinander, vielmehr sind sie aufeinander bezogen, überschneiden, verschränken, beeinflussen und konstituieren sich wechselseitig: Historische Realitäten sind

komplex, so dass stets sorgfältig analysiert werden muss, Kontexte berücksichtigt, Prozesse und verschiedene Ebenen differenziert werden müssen (vgl. Winker/Degele 2009). Entwickelte sich ein solches Bewusstsein für „complex inequalities“ als komplizierte Kombinationen von Ungleichheiten und Differenzen (Walby 2007: 467, 2009: 18) bereits in den Frauenbewegungen der 1970er/80er Jahre und inwiefern beförderte es Solidarisierungen untereinander? Mit der hier vorliegenden reduzierten Spurensuche sollen die vielen weiteren Potenziale des Konzepts Intersektionalität ebensowenig verleugnet werden wie die vielen Konflikte innerhalb der Frauenbewegungen der 1970/80er Jahre.³ Vielmehr möchte ich zeigen, dass sich Ansätze zu Solidarisierungen – wenngleich marginal, teils von heftigen Kämpfen überlagert und erinnerungskulturell kaum verhandelt –, so doch in der Zweiten Frauenbewegung formierten und sich retrospektiv als intersektionale Perspektiven auf Bio-Macht beschreiben lassen.

„Intersektionalität“ und „Bio-Macht“

1989 prägte Kimberlé Crenshaw den Begriff Intersektionalität für die Überschneidung verschiedener Ungleichheiten und veranschaulichte ihn am Bild einer Straßenkreuzung – „intersection“ –, an der eine Schwarze Frau steht, die aus verschiedenen Richtungen gleichzeitig überfahren zu werden droht. Sie stellte „the intersection of race and sex“ in den Vordergrund und wählte „Black women as a starting point“ (Crenshaw 1989: 140), wobei sie auch die Kategorie „class“ nicht aus dem Blick verlor: Die dem Konzept zugrundeliegenden Strukturkategorien *race*, *gender*, *class* und für moderne Gesellschaften typische Verschränkung der Herrschaftsverhältnisse Rassismus, Heteronormativität,⁴ Klassismus, sind insbesondere durch die Kategorie „Behinderung“ (vgl. ausführlich Köbsell 2020) bzw. die Herrschaftsstruktur des „ableism“ (Linton 2006: 161; vgl. Bösl/Klein/Waldschmidt 2010) erweitert worden. Zudem bleibt das für historische Analysen besonders wichtige ‚etc.‘, das dazu auffordert, die jeweiligen Herrschaftsverhältnisse konkret zu analysieren und ernst zu nehmen, wenn andere Kategorien – wie etwa Religion und Alter – in bestimmten historischen Kontexten eine wichtige oder gar ausschlaggebende Rolle spielten.

Ein berühmtes Beispiel für Intersektionalität „avant la lettre“ ist die Rede von Sojourner Truth (1797-1883) „Ain't I a woman“ (Truth 1851). Truth ist für ihre intersektionale Kritik am US-Wahlrecht Mitte des 19. Jahrhunderts bekannt geworden, welches das Stimmrecht ausschließlich *weißen* Männern der Mittel- und Oberschichten vorbehielt. In einem Kontext, in dem Schwarze Frauen in den Kämpfen um das Wahlrecht von Schwarzen Männern einerseits, *weißen* Frauen andererseits marginalisiert wurden, setzte sie sich für das Wahlrecht Schwarzer Frauen ein. In ihrer Rede findet sich der Satz: „I have borne thirteen chilren, and seen ‘em mos’ all sold off to slavery” [sic] (ebd.: 124 [116]). Daran lässt sich die für US-Kontexte Mitte des 19. Jahrhunderts noch typische Verschränkung der Kategorien ‚Schwarz‘ – ‚Frau‘ – (Ex-)Sklavin⁵ ablesen und gleichzeitig wird klar: Ihr Kampf um das Wahlrecht war auch ein Kampf gegen

eine Form der Bio-Macht, die Schwarzen Frauen ihre Handlungsmöglichkeiten nahm und Formen der Gewalt legitimierte, die ihnen und ihren Kindern die körperliche Selbstbestimmung entzog.

Der Begriff Bio-Macht – im Deutschen vorwiegend als Bevölkerungspolitik verhandelt – wurde von Michel Foucault (1926–1984) geprägt⁶ und bezeichnet die Steuerung der Größe und Zusammensetzung einer Bevölkerung. *Bios* heißt im griechischen Leben, *Nekros* Tod, so dass Achille Mbembe (2003) Foucaults Bio-Politik um die *necropolitics* erweiterte, denn die Bandbreite der Maßnahmen umfassen das gesamte Spektrum, nämlich „Leben zu machen und in den Tod zu stoßen“ (Foucault 2003 [1977]: 134). Bevölkerungspolitische Maßnahmen reichen von Steuerregulierungen bis zum Genozid. Im Vordergrund steht die Regulierung der Geburten-, Sterbe- und Migrationsrate – in ihren Verschränkungen mit Gesundheits-, Sexualitäts-, und Familienpolitiken ebenso wie der Arbeitsmarkts-, Wirtschafts-, Verteidigungs- und Umweltpolitik. Foucault spricht von „einer ganzen Serie“ von Technologien und Maßnahmen, die „in wechselnder Proportion das Ziel der Körperdisziplin mit dem der Bevölkerungsregulation“ kombinieren (Foucault 2003 [1977]: 141, 134f.; vgl. Foucault 2003 [1975-76]: 243-247). Wie Ute Planert (2000: 544) erläutert, wird damit ein Feld eröffnet, „in dem gleichzeitig die Kontrolle und Reproduktion, die Modifizierung und Produktion einzelner Körper wie des menschlichen Lebens überhaupt möglich wird“: Zwischen Disziplinierungstechniken und Bevölkerungsregulation vermitteln Normen, die sowohl auf individuelle Körper angewendet werden, welche diszipliniert werden sollen, wie auch auf Kollektive oder Gattungen wie etwa Klassen, Geschlechter, ‚Rassen‘, Spezies, die reguliert werden sollen (vgl. Foucault 2003 [1975-76]: 243, 249, 253). Die Differenzierungslinien *race – class – gender – ability*, die allesamt Körper betreffen, dienen als institutionalisierte Regulierungsmomente verschiedener Bevölkerungsanteile dazu, neue Werteskalen und Normalisierungsprozesse als Hierarchien der Ungleichheit zu installieren: Wer immigrieren oder emigrieren darf und wer nicht, wer Kinder kriegen soll oder darf und wer nicht, wer Zugang zu Gesundheitsversorgung hat und wer nicht, wird bestimmt durch Normen, die zwischen Bevölkerungsgruppen unterscheiden und sie in spezifische Verhältnisse zueinander setzen. Damit kommt Bio-Macht eine Definitionsgewalt zu, die „eine Norm des Lebens setzt, Subjekte nach den Kriterien von Wert und Nutzen klassifiziert und zwischen wertvollem und unwertem Leben unterscheidet“ (Planert 2000: 544, vgl. Bock 2010 [1986]: 12). Dieses „Kriterium der Selektion, wer leben soll und wer sterben muß“ (Wildt 2006: 106) stellt Foucault zufolge der Rassismus dar (vgl. Foucault 2003 [1975-76]: 254-257), und zwar, wie Dagmar Herzog (2018: 56) hervorhob, „in dreifachem Sinne: in der Verachtung für die niederen Schichten innerhalb Europas; in der Sorge, dass die ‚braunen‘, ‚schwarzen‘ und ‚gelben‘ Völker sich stärker vermehrten als die ‚weißen‘ und schließlich in der Antipathie gegen Behinderte“. Rassistische Normen legitimierten es historisch, Bevölkerungsgruppen zu hierarchisieren, „diese verschiedenen Normalitätsaufteilungen wechselseitig zu bewegen und in Gang zu setzen“ und „die guten und die schlechten aus[zusortieren“ (Foucault 2004 [1977/78]: 98, 101). Seit Ende des 19. Jahrhunderts stützten sich biopolitische Maßnahmen zunehmend auf Ver-

erbungs- und Degenerationstheorien, die Sexualität als „Verbindungspunkt“ zwischen Körperdisziplinierung und Bevölkerungsregulierung begriffen (Foucault 1992 [1976]: 39, vgl. Foucault 2003 [1975-76]: 251f.) und Geburtenpolitik als Nadelöhr zur „Aufartung“ betrachteten (Bock (2010 [1986]: 36). Eugenik – griechisch ‚bessere Gene‘ –, ein 1883 von Francis Galton geprägter Begriff, bezeichnet das gezielte bevölkerungspolitische Eingreifen in evolutionäre Prozesse zur vermeintlichen Steigerung menschlicher Leistungsfähigkeit durch Selektion. Sogenannte ‚Minderwertige‘ sollten durch Anstaltseinweisung, Sterilisation und andere Mittel an der Fortpflanzung gehindert, sogenannte ‚Geeignete‘ durch pronatalistische Maßnahmen dazu ermutigt werden. In der Geschichte der Eugenik waren Rassismus, Antisemitismus, Klassismus, Heteronormativität und *Ableism* eng verschränkt und konnten miteinander, aber auch gegeneinander ausgespielt werden. Bio-Macht wird hier entsprechend definiert als ein Feld, in dem „the major systems of oppression are interlocking“ (Combahee River Collective 1981 [1977]: 210) bzw. sich gegenseitig konstituieren und stabilisieren (vgl. Yuval-Davis 2015: 94, 92). Intersektionalität, wie sie das Combahee River Collective definierte, dessen „Black Feminist Statement“ bis heute als das Gründungskonzept von Intersektionalität *avant la lettre* gelesen werden kann, bezeichnet hingegen eine solidarische „integrierte Analyse und Praxis“ (Combahee River Collective 1981 [1977]: 210), die rassistische, heteronormative und klassistische Machtprozesse in ihren Verschränkungen reflektiert und bekämpft. Das Konzept der Bio-Macht ist ebenso wie das „Black Feminist Statement“ in den späten 1970er Jahren formuliert worden. Foucault wie auch das Combahee River Collective waren geprägt von den sozialen Bewegungen dieser Zeit, die sich für einen solidarischen sozialen Wandel engagierten. Mit dem Fokus auf Reproduktionspolitiken wird im Folgenden gefragt, ob sich auch in europäischen Frauenbewegungen intersektionale Perspektiven auf Bio-Macht finden lassen.

Aufbrüche aus identitären Isolationen

Als am 5. April 1971 343 Französisinnen, darunter Simone de Beauvoir und Jeanne Moreau, in der Wochenzeitschrift „Nouvel Observateur“ erklärten „Je me suis fait avorter“ – „Ich habe abgetrieben“, deutete nichts auf eine intersektionale Bewegung hin. Auf den Straßen hieß es allerdings schon bald „Wir alle haben abgetrieben“ (arte 2011: 14:32-14:55, [Herv. C.K.]). In der deutschen Zeitschrift *Stern* wurde auch das ‚Wir‘ im Titel bevorzugt, als sich dort zwei Monate später 374 Frauen öffentlich zur Abtreibung bekannten. Sie und viele andere forderten die Streichung von § 218, der Schwangerschaftsabbrüche mit bis zu 5 Jahren Haft sanktionierte. Zeugte ‚wir‘ hier von einer Solidarisierung untereinander, ließen sich die Frauen nicht allein? Oder handelt es sich eher um eine Strategie des ‚*add and stirr*‘, der einseitigen Integration? Die Frage nach *Black, Indigenous and Women of Color* (BIWoC), nach Lesben und Frauen mit Behinderungen spielte in diesem Kontext zunächst ebenso wenig eine Rolle wie die nach Trans* und Inter*.⁷ Klassismus in Verbindung mit Sexismus wurde hinge-

gen zunehmend eingebracht und offen diskutiert, war doch der § 218 bereits in der Weimarer Republik als ‚Klassenparagraph‘ angeprangert worden (vgl. Haug 1994: 72). „Wir sagen Nein zu einer Regelung, die reiche Frauen privilegiert und arme Frauen zum Kurpfuscher treibt“, hieß es so im Stern (König 1989: 15, vgl. o. A. 1971b). Damit wiesen die Frauen auf Differenzen zwischen Frauen hin, die in Simone de Beauvoirs Buch „Le Deuxième Sexe“, in dem sie sich intensiv mit Geburtenkontrolle, Bevölkerungspolitik und Abtreibung auseinandersetzte, weniger berücksichtigt worden waren. Beauvoir begriff Rassismus, Sexismus und Klassismus eher als analoge denn als verschränkte Herrschaftsverhältnisse (vgl. Beauvoir 1992 [1949]: 14, 20, 162, 368f.; vgl. weiterführend Frederick/Shifrer 2019).

In dem 1972 erschienenen Manifest von Mariarosa Dalla Costa und Selma James „The Power of Women and the Subversion of Community“, das den Auftakt einer internationalen Kampagne um Lohn für Hausarbeit markiert, wurden hingegen – zwar marginal, aber ganz entschieden – Migrations- und Geburtenpolitiken aufeinander bezogen (vgl. Dalla Costa/James 1972: 13). Die globalen Verflechtungen von Arbeits-, Migrations- und Geschlechterpolitiken sollten nicht mehr isoliert voneinander, sondern in ihren biopolitischen Verschränkungen untersucht werden. Über die internationale *Wages for Housework Campaign*, die aus der feministischen Auseinandersetzung mit Hausarbeit im Kapitalismus erwuchs (vgl. Federici/Austin 2018; Toupin 2018 [2014]), erreichte das Manifest auch die BRD (vgl. Bock/Gehmacher 2018; Hark 2007 [1980]: 95). Gisela Bock, die ebenso wie Barbara Duden in der Kampagne aktiv war, übersetzte den Text, der als „Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft“ (Dalla Costa/James 1973) erschien.

Die beiden Historikerinnen gehörten auch zu der Gruppe Berliner Dozentinnen, die 1976-79 Sommeruniversitäten für Frauen an der Freien Universität organisierten. Dort diskutierten die Frauen Demografie und Familienpolitik, griffen ‚Lohn für Hausarbeit‘ als biopolitisches Thema auf und verhandelten es zunächst als Schnittstelle von Kapitalismus- und Patriarchatskritik, zunehmend aber auch in Hinblick auf Migration und Rassismus. In einem gemeinsamen Aufsatz mit Barbara Duden „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit“ (Bock/Duden 1977 [1976]) erläutert etwa Gisela Bock biopolitische Zusammenhänge von Migrations-, Arbeitsmarkt- und Geburtenpolitik einer globalen Arbeitsteilung:

Ganz allgemein ist hier vorauszuschicken, dass Wanderungsbewegungen, Immigration und Emigrationen, für die Geschichte der Frauen von besonders großer Bedeutung sind. Denn neben der Gebärfähigkeit der Frau als unmittelbarer Quelle von Arbeitskraft sind diese Migrationen für das Kapital ihre wichtigste mittelbare Quelle; die Geschichte beider bedingt sich oft gegenseitig und steht im Zusammenhang einer meist staatlichen Arbeitsmarktpolitik, die gerade heute immer bewußter geplant wird und durch gezielte Abtreibungsliberalisierung, Abtreibungsverbot oder (Zwangs-)sterilisation Frauen international gegeneinander ausspielt: während in einem Land Mittel zur Senkung der Geburtenzahl eingesetzt werden, werden sie in einem anderen dazu angehalten, zukünftige Gastarbeiter zu produzieren. (Bock/Duden 1977 [1976]: 157, vgl. 166)

Die zweite Sommeruniversität wurde sogar zum Thema „Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte“ veranstaltet (vgl. Dokumentationsgruppe 1978 [1977]). Waren bei der Vorbereitung der ersten Konferenz Lesben weitgehend „vergessen“ worden (Frauen aus dem LAZ 1977 [1976]: 396), diskutierten auf dieser Konferenz unterschiedlichste Frauen – mit verschiedenen sozialen Hintergründen, BIWoC und *weiße* Frauen, Lesben, bi- und heterosexuelle Frauen – miteinander. Ruth Hall von der Organisation Wages Due Lesbians berichtete von den spezifischen Diskriminierungen von Lesben und der „Menge emotionaler Arbeit, um die Schläge zu kompensieren, die wir als lesbische Frauen bekommen“ (Hall 1978 [1977]: 172). „Lohn für Hausarbeit“ markierte für sie einen wichtigen Schritt in den lesbischen Kämpfen darum, sich nicht verstecken zu müssen, sondern gegenseitig zu unterstützen, ökonomische Unabhängigkeit zu erreichen und das Sorgerecht für ihre Kinder zu behalten. Auch Margaret Prescod-Roberts, Mitbegründerin der Initiative Black Women for Wages for Housework (BWFWFH) sowie Sprecherin der internationalen Kampagne Lohn für Hausarbeit wirkte an dieser Konferenz mit. Sie berichtete über „Black Women, Welfare and the Third World“ (Prescod-Roberts 1978 [1977]), reflektierte die Konflikte und Brüche innerhalb der Frauenbewegungen und formulierte die Kämpfe um Lohn für Hausarbeit als ein intersektionales Anliegen, das helfen könne, Konflikte zu überwinden: „Nie wieder werden wir zulassen, daß lesbische Frauen, schwarze Frauen, Prostituierte, weiße Frauen voneinander isoliert werden“ (ebd.: 187f.). Zu diesen Spaltungen gehörte auch die Frage von Abtreibungsverbot vs. Zwangssterilisation, da *weiße* Frauen Abtreibung als Recht auf körperliche Selbstbestimmung forderten, während *Black, Indigenous and Women of Color* zu Abtreibung und Sterilisation gedrängt wurden (vgl. ebd.: 183-189).

Darüber wurde in der feministischen Bewegung aber gar nicht gesprochen. So entstand bei uns Schwarzen und lateinamerikanischen Frauen der Eindruck, daß der Staat die feministische Bewegung, die Forderung nach Abtreibung, systematisch dazu benutzte, die Kontrolle über unsere Körper zu behalten und die Frauen aus der Dritten Welt zu sterilisieren. Für uns aber ging es um das Recht, Kinder zu haben, wenn wir wollten. (ebd.: 185)

Prescod-Roberts (1978 [1977]: 184, 188) entwarf ein völlig anderes Bild von Leben, Alltag, Sexualität, Arbeit und Geschichte Schwarzer Frauen in den USA, als es der Moynihan-Report gezeichnet hatte (vgl. weiterführend Collins 2000, insb. 69-84, 173-200). Sie skizzierte zeitgenössische Bevölkerungsplanungen in den USA und berichtete über Sterilisationskliniken in Südafrika sowie Massensterilisationen in Puerto Rico. Der Austausch auf der zweiten Sommeruniversität in Berlin 1977 weist so deutlich darauf hin, dass infolge der internationalen feministischen Kommunikation zunehmend intersektionale Perspektiven auf Geburtenpolitik entwickelt wurden.

Intersektionale feministische Solidarisierungen in den USA und Kanada

Ein Jahr zuvor war das Buch der Kanadierin Bonnie Mass (1976, 1977) „Population Target. The Political Economy of Population Control in Latin America“ erschienen. Es forderte die feministische Gesundheitsbewegung dazu auf, die bevölkerungspolitische Strukturierung von Gesundheitspolitik zu berücksichtigen, statt sich ausschließlich auf individuelle Körper zu konzentrieren (vgl. Heim/Schaz 1996: 179). Zugleich machte Mass eine internationale Öffentlichkeit auf die US-amerikanischen bevölkerungspolitischen Programme in Puerto Rico aufmerksam. In Puerto-Rico, damals den USA als ‚frei assoziierter‘ und extrem abhängiger Bundesstaat angegliedert, waren bereits 1947 21% aller Frauen im gebärfähigen Alter sterilisiert worden (Mass 1977: 71; vgl. Heim 1986: 151). Obgleich die Geburtenrate massiv gesunken war, wurden die Körper puerторicanischer Frauen in den folgenden Jahren als Experimentierfeld für die Pille gebraucht. 1965 waren etwa ein Drittel aller Frauen im gebärfähigen Alter in Puerto Rico sterilisiert (vgl. Mass 1977: 72). Vivian Carlo, Aktivistin für Latina-Frauen in Boston, erklärt in einem Interview für die Dokumentation „A Moment in Herstory“

We saw this as an incredible abuse against our women and we – many women: Latina Women and also *white* women joined together in the struggle to look at these issues. African American women also joined in on this particular issue of sterilization abuse to focus on that problem because of the [high] percentage of African American women who had been sterilized and continued to be sterilized during this time. (Russo 2013: 40:21-42:30)

Linda Gordon hatte bereits Anfang der 1970er Jahre mit der Aufarbeitung feministischer Geburtenpolitiken in den USA begonnen (vgl. Gordon 1977 [1976]). Ihr 1976 erschienenes Buch „Woman's Body, Woman's Right: The Social History of Birth Control Politics in America“ (Gordon 1976) wurde zum Grundlagentext der amerikanischen Frauenforschung. Geburtenkontrolle und sexuelle Selbstbestimmung untersuchte sie im Kontext der „Machtverhältnisse der Gesellschaft, insbesondere der Geschlechter- und Klassenverhältnisse“ (ebd.: 415), bezog aber auch die Kategorie *race* dezidiert in ihre Analyse biopolitischer Zusammenhänge ein:

Coercive population control is stimulated and then made acceptable by racism. [...] Indeed, proposing population control as a solution to problems caused by racism – such as crime and poverty – is, objectively, a contribution to that racism, whatever the intentions of the proposers. (ebd.: 400)

Forderungen nach reproduktiver Selbstbestimmung standen Gordon zufolge damaligen Bevölkerungskontrollprogrammen diametral entgegen (ebd. 392f., 401, vgl. 417). Historisch wies sie nach, wie emanzipatorische und feministisch-sozialistische Zielsetzungen nach reproduktiver Selbstbestimmung wiederholt durch eugenische Bevölkerungspolitiken überlagert und angeeignet worden wa-

ren (ebd.: 330, 395-397).⁸ Dabei richteten sich antinatalistische Interventionen insbesondere gegen arme Bevölkerungsanteile und BIPoC, indem etwa Sozialhilfe und andere Unterstützungsprogramme an Sterilisation gekoppelt wurden.

Black, Indigenous and Women of Color machten zunehmend auf den Rassismus aufmerksam, der große Teile der Frauenbewegungen durchzog (vgl. u.v.a. Moraga/Anzaldúa 1983 [1981]: 60-104). Auch das „Black Feminist Statement“ forderte die Auseinandersetzung mit internalisierten Rassismen ein, die nicht länger ignoriert werden sollten: „Eliminating racism in the white women's movement is by definition work for white women to do“ (Combahee River Collective 1981 [1977]: 218).

Angela Davis (1981) untersuchte diese Zusammenhänge in „Women, Race and Class“ ausführlich mit einer historischen Perspektive auf biopolitische Interventionen in den USA einerseits, die Schwarze Geschichte der Frauenbewegungen andererseits. Sie stellte heraus, dass 1973 zwar mit *Roe v. Wade* Schwangerschaftsabbrüche legalisiert worden waren, das *Hyde-Amendment* von 1977 aber vorsah, dass für Abtreibungen keine staatlichen Mittel bereitgestellt werden sollten. Sterilisationen hingegen wurden auf Staatskosten durchgeführt. Diese indirekte biopolitische Maßnahme drängte all diejenigen zur Sterilisation, die das Geld für Abtreibungen nicht aufbringen konnten und das waren vor allem Schwarze, Latina, Chicana und Native American Women (vgl. Davis 1981: 355f., 364f.). „What is urgently required“ – so Davis 1981 – „is a broad campaign to defend the reproductive rights of all women – and especially those women whose economic circumstances often compel them to relinquish the right to reproduction itself“ (ebd.: 356). 1975 war die erste Organisation gegen Sterilisationsmissbrauch von *Black Indigenous and Women of Color* gegründet worden, das Committee to end Sterilization Abuse (CESA). Zwei Jahre später – „when we added White women to the mix“, so Loretta Ross (2006: 11), – entstand CARASA, das Committee for Abortion Rights and Against Sterilization Abuse. „And that's where you saw the first 20 of the right to have and the right not to have a child working within the same formation...“ (ebd.).

Mit diesem Netzwerk wurde die Zusammenarbeit institutionalisiert, die sich auf den Weg machte, die verschiedenen miteinander verknüpften Forderungen nach *Reproductive Freedom*⁹ zu *Reproductive Justice* auszubauen. Mit *Reproductive Justice* wurde so eine intersektional reflektierte Alternative aufgezeigt, die reproduktive Gerechtigkeit als Verschränkung der Rechte begriff, (1) ein Kind unter selbstgewählten Bedingungen zu bekommen, (2) kein Kind zu bekommen und Zugang zu sexueller Aufklärung, Verhütungsmitteln und Abtreibung zu haben sowie (3) Kinder in angst- und gewaltfreien gesunden Umwelten aufzuziehen (vgl. Ross 2017: 218f.). Dabei wurden dezidiert die notwendigen Rahmenbedingungen eingefordert (vgl. Ross/SisterSong 2007: 4), die solch eine Entscheidungsfreiheit überhaupt erst ermöglichten, da die Umstände oftmals keine selbstbestimmte Wahl zulassen.

Reproductive justice is rooted in the belief that systemic inequality has always shaped people's decision making around childbearing and parenting, particularly vulnerable women. Institutional forces such as racism, sexism, colonialism,

and poverty influence people's individual freedoms in societies. Other factors – such as immigration status, ability, gender identity, carceral status, sexual orientation, and age – can also affect whether people get appropriate care. (Ross 2017: 218f.; vgl. CARASA 1988 [1979]: 4; Price 2010; Silliman/Gerber/Ross/Gutierrez 2017)

Eugenische Kontinuitäten? Frauen mit Behinderung mischen sich ein

Für Frauen mit Behinderungen stellte sich die Situation insofern ähnlich dar wie für Schwarze Frauen, als dass auch für sie kein ‚Gebärgebot‘, sondern vielmehr ein ‚Gebärverbot‘ galt (vgl. Köbsell 2012: 4): Während *weißen able-bodied*-Frauen von Abtreibung abgeraten bzw. sie ihnen verunmöglicht wurde, wurden Frauen mit Behinderungen zur Sterilisation gedrängt (vgl. Ewinkel et al. 1985: 96f.). „Zuallererst wird Behinderten – Frauen und Männern –, wenn sie ein Kind bekommen wollen, zur Auflage gemacht, ‚die Möglichkeit auszuschließen, daß es sich um eine erblich bedingte Behinderung handelt, die mit einer erheblichen Wahrscheinlichkeit wieder auftreten kann““ berichtete das Autorinnenteam behinderter Frauen in dem Buch „Geschlecht: behindert. Besonderes Merkmal: Frau“ (Ewinkel et al. 1985: 118, sie zitieren Kluge/Sparty 1977: 247). Sie wiesen darauf hin, dass Frauen mit Behinderungen häufig nicht als valide Sexualpartnerinnen angesehen, ihnen ihre Sexualität und Geschlechtsidentität abgesprochen und etwa bei der Prothesenanpassung keine Rücksicht auf weibliche Geschlechtsorgane genommen wurde (vgl. ebd.: 52, 58-67). Die Frauen, die sich die Bezeichnung ‚Krüppelfrauen‘ aneigneten und sie selbstbestimmt aufluden, protestierten Ende der 1970er Jahre und prominent mit dem sogenannten Krüppeltribunal 1981 gegen Bevormundungs- und Abhängigkeitsstrukturen, die Tabus verfestigten und ihre Handlungsmöglichkeiten einschränkten (vgl. Ewinkel et al. 1985: 89f.; weiterführend Köbsell 2020: 133). Konflikte und Enttäuschungen ergaben sich dadurch, dass differente Positionierungen der Frauen mit Behinderungen in den Frauenbewegungen häufig ignoriert und nicht ernst genommen wurden (vgl. Waldschmidt/Strahl 1982). Zudem kritisierten Frauen mit Behinderungen die eugenische bzw. embryopathische Indikation, derzufolge eine Abtreibung in dem Falle gewährt werden soll, dass eine zukünftige Behinderung pränatal diagnostiziert wird (vgl. weiterführend Degener 1999). Die Möglichkeit, sich für Kinder mit Behinderungen entscheiden zu können, wurde zunehmend durch die Verfügbarkeit und gesellschaftliche Akzeptanz pränataler Diagnostik und humangenetischer Beratungsstellen konterkariert (vgl. Sierck/Radtke 1988 [1984]; Waldschmidt 1992), die auf strukturellen Abhängigkeitsverhältnissen und leistungsorientierten Gesundheits- und Normalitätsidealen aufsetzten (vgl. Ewinkel et al. 1992 [1985]: 7). Die Ziele der Frauenbewegungen sollten daher nicht auf individualisierende Entscheidungen verengt, sondern in Richtung reproduktiver Gerechtigkeit geöffnet werden, oder wie Mia Mingus (2007: 25) es Jahrzehnte später zusammenfasst:

The goal should not be to 'cure the world of disabilities' or to do away with disabled people. The goal should be to work for communities that provide accessible opportunities and resources, human rights, and reproductive justice for women with disabilities (WWD). (Mingus/Georgians for Choice 2007: 25)

Vor dem Hintergrund der biopolitischen Kontinuitäten von Eugenik waren die Einsprüche der Frauen mit Behinderungen gegen humangenetische Beratungsstellen auch geschichtspolitisch relevant. Während des Nationalsozialismus waren auf Grundlage des Gesetzes zur „Verhütung erbkranken Nachwuchses“ mindestens 400.000 Menschen sterilisiert worden. Vom Wortlaut her richtete sich dieses Gesetz in erster Linie gegen Menschen mit geistigen und körperlichen Behinderungen sowie gegen Alkoholiker. Im Rahmen dieses Gesetzes wurden zudem der „asozialen Lebensweise“ bzw. des „moralischen Schwachsinns“ bezichtigte Menschen zwangssterilisiert (Reh 2020: 39f.; Ayass 2005: 114; Bock 2010 [1986]: 90f.; Köbsell 1987: 25, 34; vgl. die Aufsätze in Ebbinghaus/Kaupen-Haas/Roth 1984)¹⁰. Die erste Änderung des Sterilisationsgesetzes 1935 sah auch die „Kastration“ von homosexuellen Männern mit ihrer „Einwilligung“ vor (Bock 2010 [1986]: 97). Von Zwangssterilisation betroffen waren weiterhin Afrodeutsche¹¹. Eine Vielzahl von Jüd*innen, Sinti*zze und Rom*nja sowie Slaw*innen wurden in Konzentrationslagern und bei Menschenversuchen sterilisiert, ab 1941 schließlich eine unbekannte, sehr hohe Anzahl zwangsrekrutierter Ostarbeiter*innen.¹² Die Erbgesundheitsgerichte wurden zwar 1945 geschlossen. In der BRD wurde das Sterilisationsgesetz allerdings erst 1974 aufgehoben und 2007 als NS-Unrecht geächtet, die Sterilisierten jedoch nicht als Verfolgte des Nationalsozialismus anerkannt (vgl. weiterführend Cottebrune 2012: 504f.; Herrmann/Braun 2010). Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ galt auch Jahrzehnte später noch als „eine normale und rationale Form der Bevölkerungspolitik“ (Herrmann/Braun 2010: 343). Dagegen wandte sich 1986 entschieden das Buch von Gisela Bock (2010 [1986]) zur „Zwangssterilisation im Nationalsozialismus“. Sie stellte heraus, dass die Rassismen, die diesem biopolitischen Gesetz zugrunde lagen, „von Anfang an ‚Deutsche‘ wie ‚Fremde‘, Kranke wie Nicht-Kranke“ und „jede als ‚minderwertig‘ eingestufte Minderheit treffen“ konnten (ebd.: 339). Die dadurch herbeigeführte „Gleichsetzung durch den Rassismus“, dem die verschiedenen Gruppen jeweils widersprachen¹³, spielte deren Differenzen gegeneinander aus und verhinderte Solidarisierungsprozesse. In den 1970/80er Jahren hingegen eröffnete sich – teils befördert durch Einsichten in diese historischen Prozesse, sicher aber durch die intensivierte Kommunikation der verschiedenen Frauen miteinander – die Chance, pro- und antinatalistische Biopolitiken in ihren spezifischen Verteilungen aufeinander zu beziehen, entsprechende Privilegierungen und Diskriminierungen hinsichtlich der Dimension biopolitischer Regulationen zu reflektieren und sich gerade angesichts von Differenzen, unterschiedlichen Erfahrungen, Umständen und Optionen miteinander zu solidarisieren.

Fazit

„It was, in short, apparently quite hard to unlearn eugenic thinking“ schreibt Dagmar Herzog (2018: 32) zu den 1970/80er Jahren und in Bezug auf die aktuelle Situation wäre hinzuzufügen „and it still is“. Allerdings sind bereits vielversprechende Anfänge gemacht worden: Intersektionalität kann auf historischer Grundlage auch als ein Konzept verstanden werden, das aus der Bewegungspraxis kommt und als kritischer Gegenentwurf zu eugenischen Bio-Politiken entwickelt wurde, deren Verschränkungen und dynamischen Wandel intersektionale Analysen historisch und kontextuell spezifisch untersuchen müssen. Bio-Macht eignet sich als ein Analysebegriff, der jene verschränkten Herrschaftsverhältnisse in ihrer historischen Tiefendimension erfasst, die durch intersektionale Analysen, Forderungen und Solidarsierungen kritisiert und herausgefordert wurden. Wie sich mit dem Fokus auf Reproduktionspolitiken zeigt, erfuhren intersektionale Perspektiven auf Bio-Macht Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre an Auftrieb. So wurde bereits im Zuge der Neuen Frauenbewegungen herausgestellt, dass bevölkerungspolitische Sterilisationspraxen und Abtreibungsverbote verantwortungsvollen Reproduktionspolitiken diametral entgegenstehen. Vielmehr zeigten sie, dass tiefgreifende Normen- und Strukturwandlungsprozesse notwendig sind, die nachhaltige Möglichkeiten zu Gesundheitsversorgung, Ausbildung und ökonomischer Unabhängigkeit eröffnen und damit Rahmenbedingungen schaffen, in denen körperliche Selbstbestimmung ebenso möglich wird wie die Einsicht, dass Differenzen erst durch komplexe soziale und historisch sedimentierte biopolitische Machtprozesse zu Hierarchien der Ungleichheit gemacht werden.

Korrespondenzadresse

Christa Klein
Christa.klein@uni-leipzig.de

Institut für Kulturwissenschaften
Universität Leipzig
Beethovenstr. 15, 04107 Leipzig

Anmerkungen

- 1 Dieser Artikel skizziert nur einige grobe historische Linien, die als erste Orientierung dienen können.
- 2 Wenn auf Selbstbezeichnungen und Quellenbegriffe rekurriert wird, werden Begrifflichkeiten wie ‚Frauen‘ oder ‚Männer‘ ohne * geschrieben, da diese Entwicklung erst jüngerem Datum ist. In Bezug auf Frauenbewegungen wird der Plural benutzt, um die Differenzen zwischen verschiedenen Frauen*, Bewegungen, Anliegen und Forderungen kenntlich zu machen.
- 3 Vgl. etwa Ferree/Hess ([1995] 2003) sowie die Konferenz „Feminism is a battlefield. Wie erforschen wir Konflikte der Queer- und Frauenbewegungen?“, <<https://www.hsozkult.de/event/id/event-114616>> (Zugriff: 21.12.2021).
- 4 Mit Heteronormativität wird die binäre Normierung und naturalisierte Verschränkung der Kategorien sex, gender, sexuality (biologisches Geschlecht, Geschlechtsidentität, Sexualität) bezeichnet, (vgl. weiterführend Degele 2005: 19).
- 5 Zu dem Verhältnis von ‚Klasse‘ und ‚Sklaverei‘ siehe Wells (2010).
- 6 Der Begriff Bio-Politik ist allerdings keine Neuschöpfung Foucaults, vielmehr wurde er 1934 von Ernst Lehman eingebracht, der biopolitische Superiorität an einer höheren Geburtenrate festmachte, vgl. Planert (2000: 544).
- 7 Die Anliegen von Transsexuellen, Transgender, Intersexuellen und Non-binaries wurden erst mit der Entwicklung der „reproductive justice“ in den 1990er Jahren zunehmend miteinbezogen (vgl. weiterführend Honkasalo 2018).
- 8 Etwa zeitgleich wies Evans (1976: 158-170) auf die „eugenische Wende“ der ersten deutschen Frauenbewegung hin, vgl. weiterführend Allen (2000), Janssen-Jurreit (1979), Ferdinand (1996a, b), Manz (2007), Kühl (2014), Sotke (2016).
- 9 CARASA (1988 [1979]: 5f.) machte acht Dimensionen von „*Reproductive Freedom*“ aus: „1. Legal, safe, accessible abortion for all women regardless of age, race, class or economic status; 2. Freedom from sterilization abuse; 3. Sexuality and lesbian rights; 4. Access to safe, effective, low-cost contraceptives and comprehensive, quality sex education; 5. Childcare and medical care; 6. Safe jobs at livable wages and affordable housing; 7. Reproductive technologies; 8. Freedom from stereotyped gender roles.“
- 10 Siehe weiterführend die „Richtlinien für die Beurteilung der Erbgesundheit“ (Reichs- und preußischer Innenminister Wilhelm Frick 1940), an welchen sich Gesundheitsämter und Kommunen orientierten. Darin wurden „verminderte Leistungsfähigkeit“ und „Erbuntüchtigkeit“ in engen Zusammenhang gebracht; soziale Kriterien wie etwa weibliche Promiskuität oder die „Übertretung sittenpolizeilicher Vorschriften, wiederholte Bettelei, kleinere Diebstähle“ bestimmten die „Auslese nach erbpflegerischen Gesichtspunkten“ (ebd.: 253).
- 11 Die Sterilisationen von Afrodeutschen fanden vorwiegend illegal und geheim koordiniert von der „Sonderkommission 3“ ab 1937 statt (vgl. Pommerin 1979: 78; El-Tayeb 2000: 189-191; Ayim/Oguntoye/Schultz 2016 [1986]; Camp 2005).
- 12 Vgl. Heim/Schaz: 68, 64-70; vgl. Bock 1993: 286f.; vgl. Bock. 2010 [1986], Kap. 4, S. 385-400.

- 13 „Kranke“ wehrten sich gegen Gleichsetzung mit ‚Verbrechern‘, körperlich Behinderte gegen die mit ‚Geisteskranken‘, ‚Gesunde‘ gegen die mit ‚Kranken‘, [Sinti und Roma] gegen die mit ‚Asozialen‘, ‚Asoziale‘ gegen die mit ‚Kranken‘, Juden gegen die mit ‚Kranken‘ oder ‚Asozialen“ (Bock 2010 [1986]: 386).

Literatur

- arte (2021), „Wir haben abgetrieben“. Das Ende des Schweigens, <<https://youtu.be/3H27FFrxzkA?t=875>> (Zugriff: 15.03.2021).
- Arenas Conejo, Miriam (2013): At the intersection of feminist and disability rights movements. From equality in difference to human diversity claims. In: *Research in Social Science and Disability* 7, S. 23-45. [https://doi.org/10.1108/S1479-3547\(2013\)0000007004](https://doi.org/10.1108/S1479-3547(2013)0000007004).
- Allen, Ann Taylor (2000): Feminism and Eugenics in Germany and Britain, 1900-1940. A Comparative Perspective. In: *German Studies Review* 23, S. 477-505. <https://doi.org/10.2307/1432830>.
- Ayass, Wolfgang (2005): „Asozialer Nachwuchs ist für die Volksgemeinschaft vollkommen unerwünscht“. Die Zwangssterilisationen von sozialen Außenseitern. In: Hamm, M. (Hrsg.), *Lebensunwert – zerstörte Leben. Zwangssterilisation und „Euthanasie“*. Frankfurt/M.: VAS, S. 111-119.
- Ayim, May/Oguntoye, Katharina/Schultz, Dagmar (2016 [1986]) (Hrsg.): *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda.
- Beauvoir, Simone de (1992 [1949]): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bock, Gisela (2010 [1986]): *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Geschlechterpolitik*. Münster: Monsenstein und Vannerdat.
- Bock, Gisela (1993): Gleichheit und Differenz in der nationalsozialistischen Rassenpolitik. In: *Geschichte und Gesellschaft* 19, 3, S. 277-310.
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977 [1976]): *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. In: Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität für Frauen e.V. Berlin, S. 118-199.
- Bock, Gisela/Gehmacher, Johanna (2018): Scharfsinn und Provokation – Kontinuität und Diskontinuität. Ein Interview mit Gisela Bock. <<http://schirmacherproject.univie.ac.at/die-vielen-biographien-der-kaetheschirmacher/statements/gisela-bock/>> (Zugriff: 15.03.2021).
- Bösl, Elsbeth/Klein, Anne/Waldschmidt, Anne (2010) (Hrsg.): *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839413616>.
- Camp, Tina Marie (2005): *Other Germans. Black Germans and the Politics of Race, Gender, and Memory in the Third Reich*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- CARASA (Committee for Abortion Rights and Against Sterilization Abuse)/ Davis, Susan E. (Hrsg.) (1988 [1979]): *Women under Attack. Victories, Backlash, and the Fight for Reproductive Freedom by the Committee for Abortion Rights and Against Sterilization Abuse*. Boston, MA: South End Press.

- Collins, Patricia Hill (2000): *Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. New York/London: Routledge.
- Collins, Patricia Hill/Bilge, Sirma (2016): *Intersectionality*. Cambridge, UK/Malden, MA: Polity Press.
- Combahee River Collective (1981 [1977]): *A Black Feminist Statement*. In: Moraga, Ch./Anzaldúa, G. (Hrsg.): *This Bridge Called My Back. Writings by Radical Women of Color*. New York: Kitchen Table, Women of Color Press, S. 210-218.
- Dalla Costa, Mariarosa/James, Selma (1972): *The Power of Women and the Subversion of the Community*. Bristol: Falling Wall Press.
- Dalla Costa, Mariarosa/James, Selma (1973): *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*, übersetzt von Gisela Bock. Berlin: Merve.
- Cottebrune, Anne (2012): *Eugenische Konzepte in der westdeutschen Humangenetik, 1945-1980*. In: *Eugenics. Journal of Modern European History* 10, 4, S. 500-518. https://doi.org/10.17104/1611-8944_2012_4_500.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*. In: *University of Chicago Legal Forum* 140, S. 139-168.
- Davis, Angela (1981): *Racism, Birth Control and Reproductive Rights*. In: *Dies.: Women, Race and Class*. London: The Women's press/New York: Random House, Inc., S. 202-271.
- Degener, Theresia (1999): *Die Geburt eines behinderten Kindes als Schaden?* In: *Gen-ethisches Netzwerk/ Pichlhofer, G. (Hrsg.): Grenzverschiebungen. Politische und ethische Aspekte der Fortpflanzungsmedizin*. Frankfurt/M.: Mabuse, S. 81-96.
- Degele, Nina (2005): *Heteronormativität entselbstverständlichen. Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies*. In: *Freiburger FrauenStudien* 17, S. 109-133.
- Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität für Frauen e.V. Berlin (1977 [1976]) (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen 1976*. Berlin: Courage.
- Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität für Frauen e.V. Berlin (1981 [1979]) (Hrsg.): *Autonomie oder Institution. Über die Leidenschaft und Macht von Frauen*, Beiträge zur 4. Sommeruniversität von und für Frauen 1979. Berlin: Basis.
- Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität für Frauen e.V. Berlin (Hrsg.) (1978 [1977]): *Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte*. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen 1977. Berlin: Oktoberdruck.
- Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität für Frauen e.V. Berlin (Hrsg.) (1979 [1978]): *Frauen und Mütter*. Beiträge zur 3. Sommeruniversität von und für Frauen 1978. Berlin: Basis.
- Ebbinghaus, Angelika/ Kaupen-Haas, Heidrun/Roth, Karl Heinz (1984): *Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg. Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik im Dritten Reich*. Hamburg: Konkret Literatur Verlag.
- El-Tayeb, Fatima (2000): *Schwarze Deutsche. Der Diskurs um „Rasse“ und nationale Identität 1890-1933*, https://www.academia.edu/16385211/Schwarze_Deutsche_Der_Diskurs_um_Rasse_und_nationale_Identität_1890_1933 (Zugriff 15.03.2021).
- Evans, Richard J. (1976): *The Feminist Movement in Germany, 1894-1933*. London: Sage.

- Ewinkel, Carola/Hermes, Gisela et al. (Hrsg.) (1992 [1985]): *Geschlecht: behindert, besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von behinderten Frauen*. 5. Aufl. München: AG SPAK.
- Federici, Silvia/Austin, Arlen (Hrsg.) (2018): *The New York Wages for Housework Committee. History, Theory and Documents*. New York: Autonomedia.
- Ferdinand, Ursula (1999a): *Das Malthusische Erbe*. München: Lit.
- Ferdinand, Ursula (1999b): Sexuelle und reproduktive Rechte. In: *Genethisches Netzwerk/Pichlhofer, G. (Hrsg.): Grenzverschiebungen, Politische und ethische Aspekte der Fortpflanzungsmedizin*. Frankfurt/M.: Mabuse, S. 143-162.
- Ferree, Myra Marx/Hess, Beth B. (2003 [1995]): *Controversy and Coalition. The New Feminist Movement Across Four Decades of Change*. London: Taylor & Francis.
- Ferree, Myra Marx (2009): *Inequality, Intersectionality and the Politics of Discourse. Framing Feminist Alliances*. In: Lombardo, E./Meier, P./Verloo, M. (Hrsg.): *The Discursive Politics of Gender Equality. Stretching, Bending and Policy-Making*. London: Routledge, S. 86-104.
- Foucault, Michel (1992 [1976]), *Leben machen und sterben lassen. Die Geburt des Rassismus*. In: Reinfeldt, S./Schwarz, R. (Hrsg.) (1992): *Bio-Macht*. Duisburg: DISS, S. 27-50.
- Foucault, Michel (2003 [1975-76]): *Society Must Be Defended. Lectures at the Collège de France, 1975-76*. New York: Picador.
- Foucault, Michel (2003 [1977]): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Bd.1. 14. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2004 [1977/78]): *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesung am Collège de France, Frankfurt/M.: Suhrkamp*.
- Frauen aus dem lesbischen Aktionszentrum (LAZ) (1977 [1976]): *Ausbruch, weil wir lesbisch sind?! Kritische Einschätzung der Sommeruniversität aus der Perspektive von Lesbierinnen*. In: *Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität für Frauen e.V. Berlin, S. 395-399*.
- Frederick, Angela/Shifrer, Dara (2019): *Race and Disability. From Analogy to Intersectionality*. In: *Sociology of Race and Ethnicity* 5, 2, S. 200-214. <https://doi.org/10.1177/2332649218783480>.
- Gordon, Linda (1973): *Voluntary Motherhood. The Beginnings of Feminist Birth Control Ideas in the United States*. In: *Feminist Studies*, 1, 3/4, S. 5-22.
- Gordon, Linda (1974): *The Politics of Birth Control, 1920-1940. The Impact of Professionals*. In: *International Journal of Health Services*, 5, 2, S. 253-277. <https://doi.org/10.2190/BFW2-C705-25TE-F99W>.
- Gordon, Linda (1977 [1976]): *Women's Body, Women's Right. A Social History of Birth Control in America*. New York: Penguin Books.
- Hall, Ruth (1978 [1977]): *Lesbische Frauen und unbezahlte Hausarbeit*. In: *Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität für Frauen e.V. Berlin, S. 170-179*.
- Hark, Sabine (2007 [1980]): *Komplexe soziale Ungleichheiten. Geschlecht in Verhältnissen. Kommentar*. In: Hark, S. (Hrsg.): *Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 94-100.
- Haug, Frigga (1994): *Abtreibungskampagnen*. In: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus (HKWM) 1. Hamburg: Argument, S. 71-74*.

- Heim, Susanne (1986): Human Betterment, Zwangssterilisation und Retortenbabies. In: Kaupen-Haas, H. (Hrsg.): Der Griff nach der Bevölkerung. Aktualität und Kontinuität nazistischer Bevölkerungspolitik. Nördlingen: Greno, S. 146-165.
- Heim, Susanne/Schaz, Ulrike (1996): Berechnung und Beschwörung. Überbevölkerung. Kritik einer Debatte. Berlin: Schwarze Risse, Rote Strasse.
- Herrmann, Svea Luise/Braun, Kathrin (2010): Das Gesetz, das nicht aufhebbar ist. Vom Umgang mit den Opfern der NS- Zwangssterilisation in der Bundesrepublik. In: Kritische Justiz 43, 3, S. 338-352. <https://doi.org/10.5771/0023-4834-2010-3-338>.
- Herzog, Dagmar (2018): Abtreibung, Behinderung, Christentum. Von der Geschichte der Sexualität zur Sexualpolitik der Gegenwart. In: Dies. (Hrsg.): Lust und Verwundbarkeit. Zur Zeitgeschichte der Sexualität in Europa und den USA. Göttingen: Wallstein, S. 71-75.
- Honkasalo, Julian (2018): Unfit for Parenthood? Compulsory Sterilization and Transgender Reproductive Justice. In: Journal of International Women's Studies 20, 1, S. 40-52.
- Jannsen-Jurreit, Marielouise (1979): Nationalbiologie, Sexualreform und Geburtenrückgang. Über die Zusammenhänge von Bevölkerungspolitik und Frauenbewegung um die Jahrhundertwende. In: Dietze, G. (Hrsg.): Die Überwindung der Sprachlosigkeit. Texte aus der neuen Frauenbewegung. Darmstadt: Luchterhand, S. 139-175.
- Kaupen-Haas, Heidrun (1986) (Hrsg.): Der Griff nach der Bevölkerung. Aktualität und Kontinuität nazistischer Bevölkerungspolitik. Nördlingen: Greno.
- Köbsell, Swantje (1987): Eingriffe. Zwangssterilisation geistig behinderter Frauen. München: AG SPAK.
- Köbsell, Swantje (2012): „Besondere Körper“ – Zum Diskurs der Behindertenbewegung und der Disability Studies zu Geschlecht und Körper. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte!? Perspektiven der Disability Studies“, 21.05.2012, Universität Hamburg. <https://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/koeb-sell_21052012.pdf> (Zugriff 15.03.2021).
- Köbsell, Swantje (2020): Intersektionalität für Anfänger*innen – erklärt am Beispiel Behinderung und Geschlecht. In: Nolte, C. (Hrsg.): Dis/ability History Goes Public. Praktiken und Perspektiven der Wissensvermittlung. Bielefeld: transcript, S. 115-152. <https://doi.org/10.1515/9783839448045-007>.
- König, Uta (1989): „§ 218“. In: Stern 5: S. 12-17. <https://doi.org/10.1080/00913847.1989.11709773>.
- Kühl, Stefan (2014): Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jh. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Campus.
- Kluge, Karl J./Sparty, Leo/Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte (1977): Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten? Bonn-Bad Godesberg: Rehabilitationsverlag.
- Linton, Simi (2006): Reassigning Meaning. In: Lennard, D. (Hrsg.): The Disability Studies Reader. New York/London: Routledge, S. 161-172.
- Manz, Ulrike (2007): Bürgerliche Frauenbewegung und Eugenik in der Weimarer Republik. Königstein im Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Mass, Bonnie (1976): Population Target: The Political Economy of Population Control in Latin America. Toronto: The Woman's Press.

- Mass, Bonnie (1977): Puerto Rico. A Case Study of Population Control. *Latin American Perspectives* 4, 4, S. 66-82. <https://doi.org/10.1177/0094582X7700400405>.
- Mbembe, Achille (2003): Necropolitics. In: *Public Culture* 15, 1, S. 11-40. <https://doi.org/10.1215/08992363-15-1-11>.
- Mingus, Mia/Georgians for Choice (2007): Disabled Women and Reproductive Justice. In: Pro-Choice Public Education Project (PEP)/SisterSong Women of Color Reproductive Justice Collective (Hrsg.): *Reproductive Justice Briefing Book. A Primer on Reproductive Justice and Social Change*, <<https://www.law.berkeley.edu/php-programs/courses/fileDL.php?fID=4051>> (Zugriff 15.03.2021), S. 23-24.
- Moraga, Cherrie/Anzaldúa, Gloria (Hrsg.) (1983 [1981]): *This Bridge Called my Back. Writings by Radical Women of Color*. 2. Aufl. Latham, NY: Kitchen Table, Women of Color Press.
- o.A. (1971): „Ich habe nur Umgang mit Mörderinnen“. In: *Spiegel* 23. <<https://www.spiegel.de/politik/ich-habe-nur-umgang-mit-moerderinnen-a-8c7e53e1-0002-0001-0000-000043243179>> (Zugriff 15.03.2021).
- Pimmerin, Reiner (1979): *Sterilisierung der Rheinlandbastarde*. Düsseldorf: Droste Verlag.
- Planert, Ute (2000): Der dreifache Körper des Volkes. Sexualität, Bio-Politik und die Wissenschaften vom Leben. In: *Geschichte und Gesellschaft* 26, S. 539-576.
- Prescod-Roberts, Margaret (1978 [1977]): Schwarze Frauen, Sozialhilfe und Dritte Welt. In: *Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität für Frauen e.V.* in Berlin, S. 179-189.
- Price, Kimala (2010): What is Reproductive Justice? How Women of Color Activists Are Redefining the Pro-Choice Paradigm. In: *Meridians. Feminism, Race, Transnationalism* 10, 2, S. 42-65. <https://doi.org/10.2979/meridians.2010.10.2.42>.
- Reh, Jennifer (2020): „Rassenhygiene“ im „Dritten Reich“ – spezifisch nationalsozialistisches Unrecht? In: *Göttinger Rechtszeitschrift* 1, S. 37-46.
- Reichs- und preußischer Innenminister Wilhelm Frick (1940): Richtlinien für die Beurteilung der Erbgesundheit. Erlaß des Reichs- und preußischen Innenministers Dr. Wilhelm Frick an die vorgesetzten Dienstbehörden der Gesundheitsämter, die Gesundheitsämter und den Präsidenten des Reichsgesundheitsamts (Berlin, 18. Juli 1940), Quelle Nr. 104. In: Ayass, W. (1998), „Gemeinschaftsfremde“. Quellen zur Verfolgung von „Asozialen“ (1933-1945). Koblenz: Bundesarchiv, S. 251-256.
- Ross, Loretta (2006): Interview, geführt und transkribiert von Zakiya Luna. In: *Global Feminisms: Comparative Case Studies of Women's Activism and Scholarship*. Site: USA, University of Michigan: Institute for Research on Women and Gender. <http://deepblue.lib.umich.edu/bitstream/handle/2027.42/55719/Ross_U_E_102806.pdf> (Zugriff: 15.03.2021).
- Ross, Loretta J. (2017): Reproductive Justice as Intersectional Feminist Activism. In: *Souls* 19, 3, S. 286-314. <https://doi.org/10.1080/10999949.2017.1389634>.
- Ross, Loretta/SisterSong Reproductive Health Collective (2007): What is Reproductive Justice. In: *SisterSong Women of Color Reproductive Justice Collective (Hrsg.): Reproductive Justice Briefing Book. A Primer on Reproductive Justice and Social Change*, S. 4-5.

- Russo, Catherine (2013): *A Moment in Her Story*. Stories from the Boston Women's Movement. <<http://catherinerussodocumentaries.com/trailer.html>> (Zugriff 15.03.2021).
- Sierck, Udo/Radtke, Nati (1988 [1984]): *Die Wohltäter-Mafia*. Vom Erbgesundheitsgericht zur Humangenetischen Beratung. 4. Aufl. Frankfurt/M.: Mabuse.
- Silliman, Jael/Gerber Fried, Marlene/Ross, Loretta/Guttierrez, Elena R. (2017): *Women of Color Organize for Reproductive Justice*. Chicago: Haymarket.
- Sotke, Sophia (2016): *Feminismus, Sexualreform, Eugenik zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. Eine Netzwerkanalyse. Göttingen: Cuvillier.
- Toupin, Louise (2018): *Wages for Housework. A History of an International Feminist Movement 1972-77*. London: Pluto Press.
- Truth, Sojourner (1851): "Ain't I a Woman", abgedruckt in: *Reminiscences by Frances D. Gage*. In: Stanton, Elizabeth Cady/Harper, Ida Husted/Gage, Matilda Joslyn/Anthony, Susan B. (1881) (Hrsg.): *History of Women Suffrage*. New York: Fowler & Wells, S. 115-117 [123-125]. <<https://hdl.handle.net/2027/njp.32101075729077>> (Zugriff 15.03.2021).
- Walby, Sylvia (2007): *Complexity Theory, Systems Theory, and Multiple Intersecting Social Inequalities*. In: *Philosophy of the Social Sciences* 37, 4, S. 449-470. <https://doi.org/10.1177/0048393107307663>.
- Walby, Sylvia (2009): *Globalization and Inequalities. Complexity and Contested Modernities*. London: Sage.
- Waldschmidt, Anne (1992): *Against Selection of Human Life. People With Disabilities Oppose Genetic Counselling*. In: *Reproductive and Genetic Engineering: Journal of International Feminist Analysis* 5, 2, S. 155-167.
- Waldschmidt, Anne/Strahl, Monika (1982): „Na, das geht den Ausländerfrauen doch genauso!“. Zum Verhältnis von Krüppelfrauen und nichtbehinderten Frauen. Ein Erfahrungsbericht über die 1. Bremer Frauenwoche 1982. In: *Krüppelzeitung* 3, 82, S. 10-12.
- Wells, Jonathan Daniel (2010): *Class and Slavery*. In: Paquette, R./Smith, M. M. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Slavery in the Americas*. <<https://www.oxfordhandbooks.com/view/10.1093/oxfordhb/9780199227990.001.0001/oxfordhb-9780199227990-e-17>> (Zugriff: 15.03.2021).
- Wildt, Michael (2006): *Bio-Politik, ethnische Säuberungen und Volkssouveränität*. Eine Skizze. In: *Mittelweg* 36, 606, S. 87-106.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839411490>.
- Yuval-Davis, Nira (2015): *Situated Intersectionality and Social Inequality*. In: *Presses de Sciences Po* 2, 58, S. 91-100. <https://doi.org/10.3917/rai.058.0091>.

Vera Kallenberg

Intersektionale Genealogien von Intersektionalität.
Europäisch-jüdische Erfahrung, African American
Women's History und Gerda Lerner's „Black Women in
White America“ (1972)

Zusammenfassung: Anknüpfend an aktuelle Forschungen, die Intersektionalität für jüdische Studien und Antisemitismusforschung adaptieren, zeigt dieser Essay die Verflechtung zwischen europäisch-jüdischer Erfahrung und der Entstehung der Black Women's history in den USA zu Beginn der 1970er Jahre. Dabei fokussiert er Leben und Wirken Gerda Lerner, eine der maßgeblichen Protagonistinnen der Frauengeschichte in den USA und darüber hinaus. Am Fall von Lerner's „Black Women in White America“ (1972), eine der ersten Anthologien zur Geschichte Schwarzer Frauen in den USA, erweitert der Beitrag zum einen bisherige Genealogien von Intersektionalität, indem herausgearbeitet wird, wie eine aschkenasische-jüdische Frau Wiener Herkunft eine race und class bewusste Frauengeschichte entwickelte und damit eine intersektionale Frauengeschichte *avant la lettre* praktizierte. Zum anderen zeigt es „Black Women in White America“ als einen der ersten Austragungsorte von Konflikten um die Legitimität von Sprechpositionen und das Eigentum an intellektueller Arbeit, wie sie heute prominent verhandelt und mit aller Schärfe geführt werden.

Schlagwörter: Intersektionalität; Schwarze Frauengeschichte; europäisch-jüdische Erfahrung; feministische Geschichtsschreibung; Gerda Lerner

Genealogies of Intersectionality.
European Jewish Experience, African American Women's History,
and Gerda Lerner's "Black Women in White America" (1972)

Abstract: Following on from recent research that applies the concept of intersectionality to Jewish studies and antisemitism research, this essay demonstrates the entanglement between European Jewish experience and the emergence of Black Women's history in the United States in the early 1970s. To this end, it focuses on the life and work of Gerda Lerner, one of the definitive protagonists of Women's history in the United States and elsewhere. Taking Lerner's "Black Women in White America" (1972), one of the first anthologies of African American history in the U.S., as a case study, the essay, first, expands on previous genealogies of intersectionality by elaborating on how an Ashkenazi Jewish woman of Viennese descent developed a race and class conscious women's history and thus practiced intersectional women's history *avant la lettre*. Second, it shows "Black Women in White America" was one of the earliest arenas where disputes about the legitimacy of speaking positions and the ownership of intellectual labor were fought, similar to those prominently debated and fiercely contested today.

Keywords: Intersectionality; Black women's history; European-Jewish experience; Feminist historiography; Gerda Lerner

Intersektionalität gehört wie Identitätspolitik, im politisch-aktivistischen wie im wissenschaftlichen Einsatz, zu den erfolgreichsten wie zu den umstrittensten Begriffen der Gegenwart (Hancock 2016; Nash 2019). Ausgehend von den USA wurde in der vergangenen Dekade intensiv debattiert, wer Intersektionalität für welche Forschung nutzen könne. Die historischen Rahmenbedingungen unter denen diese Debatten stattfanden, müssten weitaus genauer beleuchtet werden, als dies in diesem Rahmen möglich ist. Im US-Kontext sind sie mit (gesellschafts-)politischen Zäsuren und Entwicklungen während der Obama- und Trump-Administration verbunden (zuletzt um *Black Lives Matter* und die als *second degree murder* klassifizierte Tötung George Floyds). Diese konstituierten die Diskursformation um Rassismus und Antirassismus und fanden einen Ausdruck in Kämpfen um Hegemonie und Ressourcen im Zusammenhang von akademischer Institutionalisierung von Intersektionalität bzw. Implementierung von Diversity-Politiken im Hochschul- und Bildungswesen.

In diesen Debatten stellten Vertreter:innen aus Jüdischen Studien und Antisemitismusforschung sowie dezidiert sich als jüdisch artikulierende Stimmen die Anwendbarkeit von Intersektionalität auf jüdische Erfahrung in Frage: Intersektionalität berücksichtige Jüd:innen entweder überhaupt nicht (Baddiel 2021) oder verstehe sie nicht nur grob vereinfachend und umstandslos als weiß, sondern betrachte sie vielmehr als außerordentlich mächtige Unterdrücker:innen, das heißt als ‚super-weiß‘. Die Intersektionalität sei anschlussfähig für antisemitische Denkfiguren, wie Schraub darlegt:

Antisemitism frequently manifests itself as a preoccupation with a supposed Jewish hyperpower. While whiteness is often seen as an unmarked category (‘mere’ individuals), Jewishness is a highly marked identity – and its markers are very often centered on beliefs about power, domination, or social control. The whiteness framework is designed to draw attention to these attributes, revealing things that would otherwise remain invisible or unspoken. But when applied to the Jewish case – where these attributes are not hidden but instead exceptionally diffuse – its cultural impact can be very different. Instead of destabilizing and particularizing a previously “neutral” identity, it can promote, even accelerate, deeply anti-Semitic tropes. (Schraub 2019: 5f.)

Mit der Konstruktion als ‚super-weiß‘ würde Intersektionalität ferner von sich als Aktivist:innen verstehenden Wissenschaftler:innen und politischen Akteur:innen dazu benutzt, eine anti-israelische Agenda wie die der BDS-Bewegung zu legitimieren (Nelson 2019: 1-10; Stögner 2019b: 84-111). Im Unterschied dazu adaptieren andere Forscher:innen Intersektionalität für jüdische Studien und Antisemitismusforschung und versuchen, Jüd:innen und Jüdischsein sowie Antisemitismus adäquat zu adressieren.¹ Anknüpfend an solche Forschungen erkundet dieser Essay den Zusammenhang zwischen Erfahrung, Intersektionalität und der Entstehung der *Black Women’s History* und stellt dabei Leben und Wirken einer der maßgeblichen Protagonistinnen der Frauengeschichte in den USA und darüber hinaus in den Vordergrund: Gerda Lerner, eine Wiener migrantisierte und geflüchtete aschkenasische Jüdin, linke Akti-

vistin, feministische Schriftstellerin, öffentliche Intellektuelle und amerikanische Geschichtspräsidentin. Der Essay bietet einen Einblick in mein aktuelles Forschungsprojekt einer biografischen Fallstudie zu Leben und Werk Gerda Lerner, das nach den Verflechtungen von Lerner's biografischem Erfahrungsraum und ihrem feministischen und historiografischen Denken fragt.

Wer war Gerda Lerner?² Lerner ist eine Transitionsfigur, die die Geschichte des NS-Antisemitismus und des Anti-Schwarzen Rassismus in den USA verbindet. Lerner, die aus dem akkulturierten europäisch-jüdischen Bürgertum stammte, gehörte zu den linken aschkenasisch-jüdischen Migrant:innen und Kommunist:innen, die während der *Second Red Scare* ein zweites Mal verfolgt wurden und sich in Bürgerrechtsangelegenheiten engagierten (Horowitz 2006: 191-209). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war Lerner eine *der* Pionierinnen der *Women's History* und des akademischen Aktivismus (Kerber 2004: 1). Unterstützt von der *Women's History*-Bewegung (Thomas 2012),³ konzipierte sie die Frauengeschichte und widmete dieser ihr Leben. Wie bei Betty Friedan wurden Lerner's Arbeiten von einem breiten, über die Wissenschaft hinausgehenden Publikum rezipiert (Horowitz 1998; Brock 2017). Ihr Werk zur modernen nordamerikanischen Frauen- und Schwarzen Frauengeschichte, „The Creation of Patriarchy“ (1986), und ihre theoretischen Essays sowie ihr Engagement für die Institutionalisierung der *Women's History* und für Frauen in der Geschichtswissenschaft machten sie zu einer höchst einflussreichen Historikerin.

Das Projekt an der Schnittstelle von europäischer und US-amerikanischer Zeitgeschichte versteht sich als Beitrag zur transnationalen jüdischen Biografie- sowie Geschlechter- und Feminismusgeschichte des 20. Jahrhunderts. Hauptquellen sind der äußerst umfassende, ein breites Spektrum an Quellengattungen und Medien beinhaltende Nachlass Gerda Lerner's,⁴ ihre publizierten wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten sowie Oral History-Interviews. Die für meine Forschung zentrale Analysekategorie ‚Erfahrung‘ basiert auf folgenden grundsätzlichen Überlegungen: 1. Aufbauend auf Joan Scott verstehe ich Erfahrung als interpretatives Wissen mit konstruktivem, prozessualem Charakter (Scott 1991: 777). Erfahrung ist stets Ergebnis von Interpretation und zugleich interpretationsbedürftig (ebd.: 797). Subjekte ‚haben‘ demnach keine Erfahrung, sondern werden durch sie konstituiert (ebd.: 782). Erfahrung kann somit nicht als Ursache vorausgesetzt werden, sondern ist gerade das Ziel und Ergebnis dessen, was erklärt werden soll (ebd.: 780). 2. Die Vermitteltheit von Erfahrung schließt den Prozess der Überlieferung selbst ein, das heißt das Archiv, das eine entscheidende Rolle bei der Aufbereitung der zur Analyse überlieferten Fragmente und Bruchstücke spielt. Gerda Lerner betätigte sich bereits seit Ende der 1970er Jahre als feministische Archiv-Aktivistin, indem sie ihren Vorlass an die Schlesinger Library übergab (in zwei Teilkollektionen, Teil drei wurde nach ihrem Tod an das Archiv überstellt). So schreibt sie auch nach ihrem Tod an den Texten mit, die auf ihren Archivalien basieren. Mein Gebrauch von Erfahrung zielt. 3. auf konkrete Historisierung und Kontextualisierung jüdischer Erfahrung. Ein zentrales Merkmal jüdischer Erfahrung im 20.

Jahrhundert markiert für die Mehrheit der europäischen Jüd:innen die Erfahrung von Bruch und Gebrochenheit, Kulminationspunkt der bereits in früheren modernen diasporischen Konstellationen fragilen jüdischen Existenz (Diner 2011; Knellesen/Pankonin 2019: 291-202). Dies gilt für Lerner paradigmatisch, da sie mehrere einschneidende Brüche erlebte: Flucht, Zwangsmigration, Exil und Neuanfang im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus als Jüdin und Repression, Retraumatisierung und Neuanfang im Zusammenhang der *Second Red Scare* als (Ex-)Kommunistin.

Indem ich zeige, dass Lerner zu den ersten Frauenhistorikerinnen gehörte, die eine transformative, feministische, rassismus- und klassenbewusste Geschichtsschreibung anstrebten, möchte ich zudem ein Narrativ verkomplizieren, auf das ich in meiner universitären Lehrpraxis beständig stoße und das die Genese der *Women's Studies* zu den intersektional ausgerichteten Gender und *Queer* sowie den *Trans Studies* als teleologische Fortschrittsgeschichte begreift. Demnach hätten nahezu alle als weiß wahrgenommenen feministischen Wissenschaftler:innen Differenzen zwischen Frauen ignoriert und essentialistisch argumentiert, während ausschließlich Feminist:innen of Color seit der Dritten Welle differenzierte und intersektionale Perspektiven auf Geschlecht entwickelt hätten. Gudrun-Axeli Knapp hat solche Vorwürfe mit ihrer „vom-Vom-zum-Zum“-Rhetorik (Ernst Jandl) bereits vor zehn Jahren als zu pauschal zurückgewiesen, ohne in Abrede zu stellen, dass bezogen auf Differenzen zwischen den Genusgruppen im akademischen Feminismus viel zu lernen war, gelernt wurde (und noch zu lernen ist) (Knapp 2012: 489f.):

Was die Vorwürfe des Universalismus, des Essentialismus und des ontologischen Denkens betrifft, so fallen mir eher wenige Kolleginnen aus der früheren feministischen-wissenschaftlichen Diskussion ein [...], die ernstlich von einer weltumspannenden und kontextunspezifischen Identität weiblicher Unterdrückung und Unterdrückungserfahrungen ausgegangen wären oder die naiv realistisch oder naiv materialistisch geglaubt hätten, der Zugang zur gesellschaftlichen Realität sei begriffslos, das heißt unvermittelt möglich. (ebd.: 490)

Der Fortschritts- und Überwindungsglauben, der in dem gebetsmühlenhaften Zitieren des als weiß apostrophierten feministischen Sündenkatalogs zum Ausdruck kommt, lässt sich mit Knapp auch damit in Verbindung bringen, dass die älteren Texte nicht mehr oder nicht gründlich gelesen werden (ebd.: 489). Der weitgehende Verlust des feministischen Wissens der Zweiten Welle wird dabei befördert von der sich stets vergrößernden Fülle neu erscheinender Literatur, die seit Jahren bereits für die eigene Disziplin kaum mehr zu überblicken ist (ebd.: 489). Dieser Beitrag soll die Genealogie von Intersektionalität weiter verkomplizieren, indem gezeigt werden soll, wie eine aschkenasische-jüdische Frau europäischer Herkunft und „conditionally white“⁴⁵ (Schraub 2019), eine *race-* und *class-*bewusste Frauengeschichte entwickelte und damit eine intersektionale Frauengeschichte *avant la lettre* praktizierte. Intersektionalität fungiert hier als epistemologisches Objekt, das nach Leners eigenem intersektio-

nalen Denken und Wissensproduktion im Bereich von *race*, *class*, *gender*, Antischarzem Rassismus, Antisemitismus und Holocaust fragt.

Die Anthologie *Black „Women in White America“* (1972), eine der ersten Quellenbände zur Geschichte der Schwarzen Frauen in den USA, bildet einen entscheidenden Schritt in Lernalers intellektueller Denkbewegung. Darin wechselt sie von der Perspektive weißer feministischer Abolitionistinnen zu der von Schwarzen Frauen. Lerner durchkämmte Quellensammlungen, Nachlässe, Archive und Bibliotheken und führte Interviews, unter anderem mit der Bürgerrechtlerin Ella Baker⁶ (Ransby 2003; Elliott 1996: 593-603). In den Band floss ihr dokumentarischer Blick ein, der sich aus der Zusammenarbeit mit ihrem Mann Carl Lerner, einem Filmemacher und Filmeditor, ergab.⁷ Außerdem zog sie Herbert Apthekers „documentary history“ (1951) zur afroamerikanischen Geschichte als Vorlage heran. Wie Aptheker beabsichtigte auch Lerner, eine Vielzahl Schwarzer Stimmen zu repräsentieren. In Form einer Montage ordnete sie ihre Quellen thematisch in Kapiteln an und versah sie mit einleitenden Kommentaren. Indem sie Agency, Widerstand und Würde Schwarzer Frauen hervorhob, wollte sie den vielfältigen Formen ihrer Viktimisierung entgegenwirken. Darüber hinaus integrierte sie kritische zeitgenössische Stimmen zum Verhältnis von Schwarzen Frauen und der Frauenbefreiungsbewegung der 1970er Jahre und unterstrich damit den politischen Einsatz des Bandes (Breines 2002: 1095-1133).

Im Vorwort erklärte Lerner das Buch als Reaktion auf die Tatsache, dass Schwarze Frauen in der Geschichtswissenschaft doppelt viktimisiert und unsichtbar seien (Lerner 1972: XVII). Schwarze Frauen, so Lerner, entwickelten im Allgemeinen ein größeres „race consciousness“ als ein Bewusstsein für ihre Unterdrückung als Frauen und seien mehr von rassistischer Unterdrückung betroffen als von ihrer Unterdrückung als Frauen. In Einklang mit Beals „Double Jeopardy“ (Beal 1970) beschrieb sie dies als „doppelte Unterdrückung“. Rassistische Unterdrückung und „sex oppression“ operierten nicht auf der gleichen Ebene, sondern „sex oppression“ operiere innerhalb einer rassistischen Struktur, wie sie in der sexuellen Ausbeutung Schwarzer Frauen durch weiße Männer ablesbar sei. Diese Gewalt sei strukturell, sie folge dem kolonialen Prinzip, die gesamte kolonisierte Gruppe als minderwertig zu markieren, indem die Frauen markiert würden; eine Idee, die sie aus dem Dritte-Welt-Feminismus übernahm, mit dem sich Schwarze Feministinnen und Teile der nicht-Schwarzen bzw. nicht-Braunen sozialistischen Feministinnen ab den 1970er Jahren verbündeten (Ward 2006: 119-144; Young 2006). In ihrer Analyse des Verhältnisses zwischen Schwarzen Frauen und Schwarzen Männern kam Lerner zu dem Schluss, dass Schwarze Frauen qua Frausein als weniger bedrohlich angesehen wurden als Schwarze Männer und ihnen deshalb die Sorgearbeit für weiße Familien zugewiesen wurde. Ihre Mehrfachbelastung, für weiße Familien zu sorgen und für die eigene Familie und damit für das Überleben der Schwarzen Gemeinschaft, habe historisch zu der ungewöhnlichen Stärke der Schwarzen Frauen geführt. Insgesamt reflektiert „Black Women in White America“ mit der Bandbreite der vorgestellten Akteure und Quellen sowohl die Frauenbefrei-

ungs- als auch die Black-Power-Bewegung (Evans 1979; Echols 1989; Ogbar 2005; Williams 2006: 79-104).

In der Öffentlichkeit wie in der Wissenschaft wurde das Buch außerordentlich positiv, zuweilen enthusiastisch aufgenommen, wie sich an vielfältigen wohlwollenden Rezensionen und Briefen an die Herausgeberin ablesen lässt. Während Besprechungen von weißen Rezensent:innen praktisch keine Kritik formulierten, erwähnten Schwarze Rezensent:innen auch Schwachpunkte, die jedoch ihre grundsätzliche Wertschätzung des Buches nicht schmälerten. Althea T. L. Simmons (Smith/Phelps 1992), Secretary for Training bei der NAACP, bemerkte:

Although Ms. Lerner missed the mark in balancing the materials, the poignant accounts of the black woman's struggle for survival and recognition in a white racist society cannot be minimized. [...] Ms. Lerner has opened the door to an almost untouched wellspring of black history.⁸

Eine andere Rezension hob den Unterschied in der Unterdrückung weißer und Schwarzer Frauen hervor:

White women are fighting for equal opportunity to work. But black women have always been forced to work and as Gerda Lerner says in her introduction: „work to them, unlike to white women, is not a liberating goal, but rather an imposed lifelong necessity.“⁹

Die Bürgerrechtsanwältin und radikale Schwarze Feministin Florynce Kennedy (Randolph 2015) bewertete Lerner's Anthologie bereits als „classic in the beginning expansion of Black women's story.“¹⁰ Lerner bringe nicht nur „Wahrheit“ in die US-amerikanische Geschichte, sondern stelle ein vertieftes Verständnis zur Verfügung, wie Unterdrückung im Allgemeinen funktioniere:

I see it as a successful effort to build truth into the structure of racist and sexist history of white America. [...] Although Lerner's book is a scholarly account of racism and sexism, it proves to be a general guide to an in depth understanding of niggerization of all manner oppressed people.¹¹

Maya Angelou (Lupton 1998) sah Lerner's Anthologie nicht nur als Gelegenheit die Sicht weißer Menschen auf Schwarze Menschen zu verändern, sondern auch die Sicht von *African Americans* auf sich selbst. Ihr größtes Bedauern galt dem Umstand, dass es keine Schwarze Frau gewesen war, die das Buch publiziert habe: „Not because Gerda Lerner is a white woman, but because we are black women. The job was ours to do and Lerner has done it for us. At any rate the work has been written and it's good and that's what's most important“ (ebd.).

Im Kontrast zu diesen positive Besprechungen veröffentlichte Lynnette E. James, eine Schwarze studentische Aktivistin (Joseph 2006: 251-218), eine vernichtende Rezension im studentischen Magazin des Sarah Lawrence College:¹² „Well, why is it that a white woman's liberationist feels qualified to com-

ment on Black women without any acceptable expertise, as was done recently by Ms. Gerda Lerner, author of „Black Women in White America?“ (ebd.), fragte sie. Lerner fälschlicherweise als „women’s libber“ etikettierend, sprach die Verfasserin ihr die Qualifikation ein Buch über Schwarze Frauen herauszugeben, ab, indem sie die Befähigung dazu ausschließlich mit persönlicher Betroffenheit identifizierte. Sie verglich Lerner’s Umgang mit *Black History* mit einer weißen Forschungssafari und rief damit indirekt das Bild kolonialer Herrschaft und Enteignung auf (ebd.). Ferner kritisierte sie, dass radikale militante Frauen und Schwarzer Nationalismus unzureichend repräsentiert seien (ebd.). Im Kontrast dazu seien Beschreibungen erschütternder Situationen überrepräsentiert. Sie suggerierte, die Auswahl dieser Passagen zeuge von reiner Sensationslust oder gar Perversion. So kam James zu dem Schluss: „But this book was not written for Black women for it is a white person’s image of what Black women ought to be.“ (ebd.) Daher empfahl sie: „I suspect that this work would better [be] left alone, and that white women leave Black history to Black people.“ (ebd.) Insgesamt erscheint Lerner in James’ Bewertung als die Frauenbefreiungsvariante der weißen Kolonialherrin, die Schwarze Geschichte für ihre eigenen Karriereziele ausbeutet.

Was James nicht wusste, war, dass Lerner seit den 1940er Jahren politisch mit Schwarzen Frauen zusammengearbeitet hatte. Während ihrer Hollywood-Jahre war Lerner Mitbegründerin des Los Angeles-Zweigs des Congress of American Women (CAW)¹³. Sowohl auf nationaler als auch auf lokaler Ebene waren leitende Mitglieder der CAW-Führung gleichzeitig führende Mitglieder im National Congress of Negro Women. Lerner arbeitete im CAW politisch mit Schwarzen Aktivistinnen zusammen, die ihre weißen Genossinnen mit ihren rassistischen Vorurteilen konfrontierten (Swerdlow 1995: 296-312). In den 1950er Jahren kämpfte Lerner mit Schwarzen Frauen um *mixed housing* und *mixed education* in New York City und engagierte sich in dem Dokumentarfilmprojekt „Prayer Pilgrimage for Freedom“, das sie 1957/58 mit ihrem Mann im Auftrag der NAACP drehte. Zudem schrieb sie 1963 das Drehbuch für den Spielfilm ihres Mannes, „Black Like Me“ (1962/1963; Lichtblau 2004: 150-159).

Was die militanten Schwarzen Frauen angeht, die James in Lerner’s Buch vermisste, so könnte sie unter anderem auf Angela Davis angespielt haben, deren Prozess zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Artikels noch lief (Aptheker 1975). James konnte nicht wissen, dass Lerner, die selbst zwischen 1946 und 1956 Mitglied der Kommunistischen Partei (KP) war und deren Mann bereits vor Beginn der eigentlichen Kommunistenverfolgung beruflichen Repressionen ausgesetzt war, es bis in die späten 1970er Jahre vermied, mit Mitgliedern der KP in Verbindung gebracht zu werden, aus Angst vor den möglichen Konsequenzen und aus Scham gegenüber ihrer Blindheit gegenüber den stalinistischen Verbrechen. James hatte auch keine Kenntnis davon, dass Lerner über eigene Verfolgungs-, Diskriminierungs- und Repressionserfahrungen verfügte: als Jüdin während des Nationalsozialismus in Europa, als staatenlose Geflüchtete in den USA und als *Left-Feminist* während der *Second Red Scare* (Storrs 2012; Weigand 2001).

Was sie jedoch hätte wissen können, war, dass Lerner zu den Ersten gehört hatte, die die intersektionale Blindheit der Vertreterinnen der *Women's Liberation* ansprachen. Bereits 1963¹⁴ kritisierte sie Friedan für ihre einseitige Fokussierung auf die Belange (weißer) gebildeter Mittelschichtsfrauen und sie kritisierte den in den späten 1960er Jahren aufkommenden neuen Radikalfeminismus wegen seiner intersektionalen Versäumnisse, die einen großen Fehler der Frauenwahlrechtsbewegung wiederholten:

The movement's oversimplified concept of class oppression may hamper its ability to deal with the diverse interests of women of all classes and racial groups. No doubt all women are oppressed in some ways, but some are distinctly more oppressed than others. (Lerner 1970: 27)

Darüber hinaus schrieben sich auch Leners jüdischer Erfahrungsraum und ihre Holocaustinterpretation in ihr Werk ein, wie in der Zwischenüberschrift „The Final Solution“ deutlich wird, die Zeitungsberichte zwischen 1911 und 1918 über Lynchmorde in Oklahoma und Mississippi enthält (Lerner 1972: 161-163). Die Rahmung als Holocaust erscheint als kraftvolle Metapher, die darauf abzielt, Aufmerksamkeit und Anerkennung für die Brutalität rassistischer Gewalt im Kontext der Sklaverei und ihrer Hinterlassenschaften zu schaffen. Aus psychoanalytischer Sicht erscheint sie jedoch auch als eine Verschiebung von unverarbeiteten Erfahrungen und Wissen um die Shoah. Umgekehrt bildete Leners Beschäftigung mit der Versklavung von Afroamerikaner:innen einen Artikulationsraum für ihre eigene Gewalterfahrung als Jüdin in der Wiener Gestapo-Haft 1938, die sie in ihrem Buch „A Death of One's Own“ (1978) schildert.

„A Death of One's Own“ handelt von der tödlichen Erkrankung und dem Sterben ihres Mannes Carl Lerner und dem Kampf der beiden, seinen Tod so selbstbestimmt wie möglich zu gestalten. Die Konfrontation mit dem Sterben ihres Mannes führt Lerner zu einer Auseinandersetzung mit weiteren traumatischen Verlusten, die in der Vergangenheit liegen und im Zusammenhang mit der Shoah stehen. Das Buch enthält Rückblenden, die sich mit Odyssee, Überlebenskämpfen und Tod von Leners in Europa verbliebenen nahen Verwandten beschäftigen, die, wie die Ärztin Margit Neuer, in Auschwitz ermordet wurden oder als Überlebende der Todesmärsche später an Krebs starben wie der Individualpsychologie und Psychiater Dr. Alexander Mueller und seine Frau Klara. Der Text erscheint als eine Form von „Traumakunst“, die einen geschützten Raum für die Erinnerung an traumatische Erfahrungen schafft (Laub/Podell 1995: 75). Das erzählende Ich ruft hier die Erinnerung an die Gestapo-Haft als Tanz mit dem Tod auf:

I'm still locked into my dance with Death. In the Nazi jail, a regular civil jail now stuffed to bursting, I was held in a one-person cell together with four other women. We took turns sleeping on the single cot; four could fit on the floor by lying sideways, packed head to foot like slaves in the hold of slave ships. The air was foul; the daily food ration provided one miserable meal and that, for Jewish prisoners, was cut in half. Day and night sounds of violence reverberated in the

open center hall, echoing from floor to caged floor. Prisoners being dragged into the padded cell; others moaning or crying out in pain; for several nights a woman slowly going mad, repeating her nightmares in endless sing-song, finally settling into a sustained, quite inhuman wailing. We listened, unable to sleep, shouting threats and curses at that woman, hating her enough to want to kill her. When they finally dragged her off, we wept with relief and humiliation at what we had become. As the weeks wore on we too lost all hope. (Lerner 1978: 190f.)

Bilder der Versklavten auf Sklavenschiffen entfalten sich im zweiten Teil des Zitats und vermischen sich mit den Bildern, die man aus den Ausführungen von Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager kennt: Situationen, in denen Menschen gezwungen sind, in Alpträumen zu existieren, an deren Ende die Erkenntnis steht, dass dabei auch die eigene Humanität verloren ging.

Lerner ging davon aus, dass sie das Gestapo-Gefängnis nur dank der Überlebensstrategien überstand, die für ihr ganzes Leben entscheidend waren: Solidarität, Gemeinschaftsorganisation und Bildung (Lerner 2002: 106). Sie bewertete ihre Haftzeit als die bedeutendste Zeit ihres Lebens. Als Lerner 2002 gefragt wurde, wie relevant ihr jüdischer Hintergrund für ihre Arbeit sei, antwortete sie:

Well, you see, we could be assimilated, but as far as the Nazis were concerned, they made no difference, and a Jew is a Jew, and a Jew became a, as they used to call it, vermin, from one day to the next. And to me, that's the crucial experience of my life; that you are who you are, you think you have a personality, you have a status, you have an identity, and if somebody redefines you, you are a total non-entity without rights, without anyone to turn to, and that's what happened. And I think that has been the dominant inside that I came out of in the Nazi experience which, when I came to America I could easily understand that it was being used in a racist way in America against various racial minority groups the same way.¹⁵

Lerner verweist in diesem Zitat auf maßgebliche jüdische Erfahrungen mit dem NS-Antisemitismus, nämlich auf das Moment der Ausweglosigkeit, ideologisch und buchstäblich („a Jew is a Jew“). Indem sie die Abwertung von Juden zu „total non-entit[ies] without rights“ buchstäblich „vermin“ beschreibt, ruft sie die Genese des NS-Antisemitismus auf: von der Rücknahme der Emanzipation zur Vernichtung. Während sie jedoch die Entmenschlichung als Gemeinsamkeit des nationalsozialistischen Antisemitismus und des antischwarzen Rassismus hervorhebt, lässt sie deren Unterschiede in diesem Zitat unerwähnt. Dagegen kodiert der NS-Begriff „Ungeziefer“ eindeutig das Moment des eliminatorischen Antisemitismus. Es scheint, als vermeide Lerner es, hier in die Tiefe zu gehen; stattdessen verallgemeinert diese Antwort ihre Erfahrungen, lässt aus, wer die Täter sind und nivelliert die Unterschiede zwischen Rassismus und Antisemitismus. Dies erscheint einerseits als Versuch, die Gemeinsamkeiten zwischen Antisemitismus und Rassismus zu betonen. Indem sie beide miteinander ver-

schmilzt, nimmt sie andererseits ihre vorherige Charakterisierung des NS-Antisemitismus als eliminatorisch, wie er in „Ungeziefer“ kodiert ist, wieder zurück.

Zurück zu „Black Women in White America“. Die Kontroverse begann, als bei Lernaltern Mann Carl ein Gehirntumor diagnostiziert wurde. Sein sich stetig verschlechternder Zustand veranlasste sie, ihre Teilnahme am Panel „Black Women in American History“ abzusagen, die sie mit James Franklin und Carl Degler für das Treffen der Organization of American Historians 1973 geplant hatte.¹⁶ Ihr Vortrag wurde in Abwesenheit verlesen. Die Korrespondenz in Vorbereitung dieses Panels zeigt, wie sehr die Frage nach der Legitimität weißer Historiker:innen in der *Black History* zum Minenfeld mutiert waren.¹⁷ Lerner und Franklin setzten sich engagiert dafür ein, (weitere) Schwarze Wissenschaftler:innen für ihr Panel zu bekommen. Schließlich wurde die Soziologin Jaqueline Jackson, die die Position vertrat, weiße Forscher:innen sollten die Finger von Schwarzer Geschichte lassen, als Kommentatorin gewonnen.¹⁸ Franklin kommentierte deren „ideologische Position“ in einem Brief an Lerner wie folgt:

I understand the kind of experience which has molded this attitude, but I tell you what, Gerda, when anyone suggests that I know nothing (or can know nothing) of the white man because I am black -- I tell them they are 'in it up to here.' You do not have to apologize to any damn body. You are a scholar and a human being! And that is good enough!¹⁹

Eine Antwort von Lerner oder eine wissenschaftliche Aufarbeitung des Konflikts ist nicht überliefert, was vermutlich mit Carl Lernaltern Tod im August 1973 zusammenhängt. Lernaltern späterer Aufsatz „Black and White Women in Interaction and Confrontation“ (Lerner 1976: 193-208), der das Verhältnis zwischen weißen und Schwarzen Aktivistinnen in der Abolitionisten- und Frauenrechtsbewegung thematisiert, liest sich jedoch wie ein direkter Kommentar zu den Konflikten der 1970er Jahre:

One will find that a similarity of interests did not always express itself in cooperation, and that the relationship between the two groups was and is quite complicated, and frequently ambivalent, if not actually hostile. [...] Not infrequently there was confrontation, competition and conflict. (Lerner 1976: 73, 87)

Fazit

1. Dieser Essay möchte jüdische Erfahrungen in die *intellectual history* der *Intersectionality* einschreiben sowie die Rolle von in Europa gemachten Erfahrungen mit Antisemitismus für die Hervorbringung intersektionalen Denkens sichtbar machen. Lerner trug sowohl der Sache nach zur Formierung des intersektionalen Denkens als auch zur Entstehung der *Black Women's History* in den USA bei. Ihr Denken und Engagement war maßgeblich mit ihren eigenen

Erfahrungen als Wiener Jüdin, Geflüchtete, Feministin, antirassistische Aktivistin und linke Historikerin in den USA verwoben und verdeutlicht damit den transnationalen Charakter feministischen amerikanisch-jüdischen Denkens.

2. „Black Women in White America“ enthält Labels, die der Sprache des Holocausts entnommen sind, was sowohl als Beleg für die Metaphorisierung und Universalisierung des Holocaust in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als auch für Lernalters eigene Annäherung an eine Aufarbeitung der Shoah gelesen werden kann. Umgekehrt nahm das erzählende Ich in „A Death of One’s Own“ Anleihen bei der Geschichte der Versklavung, um Lernalters eigene jüdische Erfahrung zu artikulieren. Das Buch richtete sich an ein US-amerikanisches Publikum und versuchte, diese europäisch-jüdische Erfahrung durch Rückgriff auf Schwarze Geschichte in den USA zu vermitteln. Gleichzeitig zeigt es, wie sich unterschiedliche Geschichtsräume in transnationalen Biografien überlagern und zur Entstehung eines globalen Rassismusbegriffs im 20. Jahrhundert führten und dadurch zur Einebnung der Unterschiede von antischwarzem Rassismus und NS-Antisemitismus beitrugen.

3. Laut Lernalters eigener Interpretation war ihr antirassistisches Denken und Engagement auf ihre nationalsozialistische Verfolgungserfahrung zurückzuführen; eine Selbstinterpretation, die eine Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit und ihrem Jüdischsein zur Voraussetzung hatte. In den frühen 1970er Jahren trat sie jedoch, ebenso wenig wie viele andere säkulare (US-amerikanische) jüdische Feministinnen zu dieser Zeit (Antler 2018; Diner 2018), in der Öffentlichkeit nicht als Jüdin auf und wurde auch als Österreicherin wahrgenommen.

4. Das Beispiel des akademischen Feminismus in der US-Geschichte der frühen 1970er Jahre illustriert wie in einem Brennglas wie „troubling“, „fractured and turbulent“ und komplex die Beziehungen zwischen (nicht-Schwarzen) jüdischen Amerikaner:innen und (nicht-jüdischen) Schwarzen US-Amerikaner:innen waren (Greenberg 2006; Dollinger 2018; Sunquist 2005; Kaufmann 1995). Der Konflikt darüber, ob als weiß geltende Frauen Schwarze Frauengeschichte betreiben dürften (Breines 2002: 1095-1133), entstand auf dem Höhepunkt der Black-Power-Bewegung und war von massiven Spannungen begleitet. Während Schwarze Bürgerrechtlerinnen aus Lernalters Generation oder älter ihr Engagement – zumindest in der Öffentlichkeit – positiv einschätzten, bewertete eine Schwarze studentische Aktivistin und Schwarze Nationalistin Lernalters Tun als kolonialistisch. „Black Women in White America“ fungierte als einer der ersten Austragungsorte von Konflikten um das Eigentum an intellektueller Arbeit und die Legitimität von Sprechpositionen, wie sie heute prominent verhandelt und mit aller Schärfe geführt werden. Mehr noch ist der Fall ein früher Beleg für die Konstruktion von „white women’s bad object status in feminism“ (Nash/Pinto 2021: 883), der ihre Disziplinierung nötig macht und legitimiert; eine Konstruktion, die, in diesem Fall, Lernalters eigene intersektionale Positionierung und antisemitische Verfolgungserfahrung sowie politische Praxis und Motivation ausblendet.

Korrespondenzadresse

Vera Kallenberg
vera.kallenberg@uni-bielefeld.de

Universität Bielefeld
Universitätsstr. 25, 33615 Bielefeld

Anmerkungen

- 1 Gerson 2018: 5-16; Brettschneider 2016; Kallenberg 2018, 2020: 93-125; Gioielli 2019: 313-328; Schraub 2019; Stögner 2017: 25-45, 2019: 385-402, 2020; Ott 2021:108-128; Greenebaum 1999: 41-60.
- 2 Biographische Skizzen und Beiträge zu Lerners Leben und Werk von: Antler 2019: 38-41, 2018, 1997: 285-291; Jones 2018: 1547-1559; Gangoli 2017: 127-134; Meyer et al. 2014: 22-43; Beiträge in: Cott (Hrsg.) 2015: 1-32; Gordon 2013: 159-165; Gordon/Kerber/Kessler-Harris 2014; Lamberti 2016: 244-260; Schaeffer-Hegelin 1997: 505-512; Kuhn 2005: 80-99; Bock 2014: 359-377; Hauch 2013: 137-139; Aptheker 2006: 411-417; Lichtblau 2004: 150-159.
- 3 Anne Firor Scott (1921-2019), die auf Frauengeschichte der amerikanischen ‚Südstaaten‘ spezialisiert war und Lerner gut kannte, war die andere Protagonistin der um 1920 geborenen akademischen Pionierhistorikerinnen der *US-Women's History* nach dem Zweiten Weltkrieg (Payne 2013). Der Historiker und Mentor von Lerner, Carl Neumann Degler (1921-2014), ebenfalls ein ehemaliger Linker, spielte ebenfalls eine unterstützende Rolle bei der Herausbildung der Frauengeschichte (Horowitz 2006: 192f., 198f., 209).
- 4 Arthur and Elizabeth Schlesinger Library on the History of Women in America, Radcliffe Institute for Advanced Study, Harvard University. Gerda Lerner Papers, 1955-1995 (75-37-96-M8; T-238). Gerda Lerner Papers, 1924-2006 (MC 498; T-492). Gerda Lerner Additional Papers, 1916-2013 (MC 769).
- 5 Die Frage, ob und, wenn ja, welche Jüd:innen, wann, wo, von wem, als weiß definiert werden können oder sollten und welche gesellschaftliche (Macht-)Position damit verbunden ist, ist außerordentlich kompliziert und kann hier nicht adäquat aufgeheilt werden. Die Antwort hängt u.a. davon ab, wie Weißsein definiert und welche begrifflichen Analysen von Antisemitismus und Rassismus zu Grunde gelegt werden. Sich als dezidiert antisemitismuskritisch verstehende Ansätze lehnen die Thematisierung von Jüd:innen besonders in Critical Whiteness-Ansätzen als verfehlt ab, da das Spezifische jüdischer Erfahrung und Antisemitismus damit unsichtbar gemacht und nicht begriffen werden könne (zuletzt Berkovits 2021a, 2021b). Katya Gibel Mevorach betont zudem, dass die förmchenhafte Übertragung eines dichotomen Critical Whiteness-Modells auf Jüdinnen (*white Jews* versus *Jews of Color*) und das permanente Etikettieren von Jüd:innen als weiß dazu führe, ständig das Bild zu reproduzieren, wonach die ‚eigentlichen‘ Jüd:innen weiß

- und alle anderen Jüd:innen die Anderen seien (Online Talk Katja Gibel Mevorach, Dartmouth College, 1. Juni 2021). Bedingt weiß heißt daher, dass Lerner historisch-spezifisch und kontextabhängig-situativ, also je nach Epoche und Konstellation von Ort, politisch-gesellschaftlichem Rahmen und Minderheits-Mehrheitsverhältnis als weiß, graduell weiß oder als nicht-weiß erscheinen bzw. ihr Weißsein kaum oder keinen Erkenntnisgewinn mit sich bringen kann.
- 6 GL Papers, 1950-1995. 75-37-96-M8. Schlesinger Library. Series VI, Writings. Black Women in White America, 1972. Transcripts of interviews. Ella Baker. 217.
 - 7 GL Papers, 1950-1995. 75-37-96-M8. Schlesinger Library. Series VI, Writings. Prayer Pilgrimage for Freedom, documentary including speeches by A. Philip Randolph, Martin Luther King, Jr., Roy Wilkins, 1957. 252; Black Like Me [1964] original shooting script 253; Black Like Me published version 254v.
 - 8 Simmons, Crises Book Corner 11-1972, GL Additional Papers, 1916-2013. Schlesinger Library. MC 769 31.9.
 - 9 Lahr, LA Times 4-23-1972. GL Additional Papers, 1916-2013. Schlesinger Library. MC 769 31.9.
 - 10 Kennedy 1972. GL Additional Papers, 1916-2013. Schlesinger Library. MC 769 31.9.
 - 11 Kennedy 1972. GL Additional Papers, 1916-2013. Schlesinger Library. MC 769 31.9.
 - 12 James, SLC Emanon 5-19-1972. GL Additional Papers, 1916-2013. Schlesinger Library. MC 769 31.9.
 - 13 Der Congress of American Women war eine amerikanische Frauenrechtsorganisation progressiver Frauen und wurde am Internationalen Frauentag (8. März 1946) in New York nach einer feministischen Konferenz in Paris 1945 gegründet. Er hatte seinen Ursprung in der kommunistischen Frauenbewegung, war aber keineswegs auf kommunistische Frauen beschränkt, geschweige denn auf Mitglieder der Kommunistischen Partei (Weigand 2001).
 - 14 Letter from GL to Friedan, 2-6-1963. GL Additional Papers, 1916-2013. Schlesinger Library MC769 19.4.
 - 15 Interview (eigene Transkription), Wisconsin Public Radio, University of the Air, GL re: Fireweed: A Political autobiography, 2002. Schlesinger Library. T-493.0040. <<https://nrs.harvard.edu/urn-3:RAD.SCHL:39436157>> (Zugriff: 07.06.2022).
 - 16 Letter to C. Degler from J. Franklin, 9-6-1972; letter to J. Franklin from GL, 1-2-1973; letter to G. Lerner from J. Franklin, 2-8-1973; letter to GL from Dewey Grantham, 2-10-1973; letter to C. Degler from Dewey Grantham, 17-2-1973; letter from J. Jackson to GL, 3-15-1973; Letter from GL to J. Franklin, C. Degler, A. Lane, J. Jackson, undated. GL Papers, 1950-1995. 75-37-96-M8. Schlesinger Library. 2.82.
 - 17 Letter from GL to J. Franklin, 9-13-1972. Letter from J. Franklin to GL, 9-18-1972. GL Papers, 1950-1995. 75-37-96-M8. Schlesinger Library. 2.82.
 - 18 Telephone note GL, 9-21-1972; Conference program annual meeting OAH, 4-11-1973; letter from J. Franklin to C. Degler, 9-28-1972. GL Papers, 1950-1995. 75-37-96-M8. Schlesinger Library. 2.82.
 - 19 Letter from J. Franklin to Gerda Lerner, 9/28/1972. GL Papers, 1950-1995. 75-37-96-M8. Schlesinger Library. 2.82.

Literatur und Quellen

- Antler, Joyce (1997): *The Feminist Assault on the Academy and Religion: Gerda Lerner and Rabbi Sally Priesand*. In: Antler, J. (Hrsg.): *The Journey Home. Jewish Women and the American Century*. New York: Schocken, S. 285-291.
- Antler, Joyce (2018a): *Women's liberation and Jewish Feminism after 1968: Multiple Pathways to Gender Equality*. In: *American Jewish History* 102, 1, S. 37-58. <https://doi.org/10.1353/ajh.2018.0003>.
- Antler, Joyce (2018b): *Jewish Radical Feminism. Voices from the Women's Liberation Movement*. New York: NYU Press.
- Antler, Joyce (2019): *Doppelte Ausgrenzung. Gerda Lerner und die Neue Frauenbewegung*. In: *Jüdische Geschichte und Kultur* 3, S. 38-41.
- Aptheker, Herbert (1951): *A documentary history of the Negro people in the United States*. New York: The Citadel Press.
- Aptheker, Bettina (1975): *The Morning Breaks: The Trial of Angela Davis*. Ithaka/London: Cornell University Press.#
- Aptheker, Bettina (2006): *Gerda Lerner's Fireweed. Fusion of the personal and the Political in an Extraordinary Life*. In: *Science & Society* 70, 3, S. 411-417. <https://doi.org/10.1521/siso.70.3.411>.
- Baddiel, David (2021): *Jews Don't Count*. London: HarperCollins.
- Berkovits, Balázs (2021a): *What Color Are the Jews? Part I*. <<https://k-larevue.com/en/what-color-are-the-jews-part-i/>> (Zugriff 14.03.2022).
- Berkovits, Balázs (2021b): *What Color Are the Jews? Part II*. <<https://k-larevue.com/en/what-color-are-the-jews-part-ii/>> (Zugriff: 14.03.2022).
- Bock, Gisela (2014): *Zukunft braucht Vergangenheit. Women's history zwischen Amerika und Europa: Nachruf auf Gerda Lerner*. In: Bock, G. (Hrsg.): *Geschlechtergeschichten der Neuzeit. Ideen, Politik, Praxis*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 359-377. <https://doi.org/10.13109/9783666370335.359>.
- Breines, Winifred (2002): *What's love got to do with it? White women, Black women, and Feminism in the Movement years*. In: *Signs* 27, 4, S. 1095-1133. <https://doi.org/10.1086/339634>.
- Brock, Malin Lidström (2017): *Writing Feminist Lives. The biographical Battles over Betty Friedan, Germaine Greer, Gloria Steinem, and Simone de Beauvoir*. Cham: Palgrave Mcmillan.
- Beal, Frances M. (1970): *Double Jeopardy. To be Black and Female (1969/1970)*. In: Morgan, R. (Hrsg.): *Sisterhood is Powerful. An Anthropology of Writing from the Women's Liberation movement*. New York: Vintage Books.
- Brettschneider, Marla (2016): *Jewish Feminism and Intersectionality*. New York: State University Press.
- Cott, Nancy (Hrsg.) (2015): *Feminist Reflections: Gerda Lerner*. In: *Frontiers: A Journal of women studies* 36, 1, S. 1-32. <https://doi.org/10.5250/fronjwomestud.36.1.0001>.
- Diner, Dan (2011): *Einführung*. In: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*, Bd. 1. Stuttgart: Metzler, S. VII-XIX. https://doi.org/10.1007/978-3-476-01207-4_1.
- Dollinger, Marc (2018): *Black power, Jewish politics. Reinventing the alliance in the 1960s*. Waltham, Mas-

- sachusetts: Brandeis University Press.
<https://doi.org/10.2307/j.ctv102bfs2>.
- Echols, Alice (1989): *Daring To Be Bad. Radical Feminism in America 1967-1975*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Elliott, Aprele (1996): *Ella Baker: Free Agent in the Civil Rights Movement*. In: *Journal of Black Studies* 26, 5, S. 593-603. <https://doi.org/10.1177/00219379602600505>.
- Evans, Sara (1979): *Personal Politics. The Roots of Women's Liberation in the Civil Rights Movement and the New Left*. New York: Alfred Knopf.
- Gangoli, Geetanjali (2017): *Understanding patriarchy, past and present: critical reflections on Gerda Lerner (1987), The Creation of Patriarchy*, Oxford University Press. In: *Journal of Gender-Based Violence* 1, 1, S. 127-134. <https://doi.org/10.1332/239868017X14907152523430>.
- Gioielli, Emily (2019): *Abnormal Times: Intersectionality and Anti-Jewish Violence in Hungary and Poland, 1918-1922*. In: *Polin. Studies in Polish Jewry*, 31, S. 313-328. <https://doi.org/10.3828/liv-erpool/9781906764715.003.0015>.
- Gerson, Judith M. (2018): *Gender Theory, Intersectionality, and New Understandings of Jewishness*. In: *Journal of Jewish Identities* 11, 1, S. 5-16. <https://doi.org/10.1353/jji.2018.0002>.
- Gordon, Linda (2014): *Gerda Lerner: Leftist and feminist*. In: *Journal of Women's history* 26, 1, S. 31-36. <https://doi.org/10.1353/jowh.2014.0020>.
- Gordon, Linda (2013): *Gerda Lerner, 1920-2013*. In: *Radical History Review* 117, S. 159-165. <https://doi.org/10.1215/01636545-2210702>.
- Gordon, Linda/Kerber, Linda/Kessler-Harris, Alice (2013): *Gerda Lerner (1920-2013). Pioniering Historian and Feminist*. <https://journals.openedition.org/cliowgh/324> (Zugriff: 01.05.2019).
- <https://doi.org/10.1215/016365452210702>.
- Greenberg, Cheryl Lynn (2006): *Troubling the Waters: Black-Jewish Relations in the American Century*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Greenebaum, Jessica (1999): *Placing Jewish Women into the Intersectionality of Race, Class, and Gender*. In: *Race, Gender and Class* 6, 4, S.41-80.
- Hancock, Ange-Marie (2016): *Intersectionality: an intellectual history*. New York: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199370368.001.0001>.
- Hauch, Gabriella (2013): „Es gibt keinen Abschied...“ Gerda Lerner (1920–2013) zum Gedenken. In: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 24, 1, S. 137-139. <https://doi.org/10.7767/lhomme.2013.24.1.137>.
- Horowitz, Daniel (1998): *Betty Friedan and the making of the feminine mystique. The American Left, the cold war, and modern feminism*. Amherst: University of Massachusetts Press.
- Horowitz, Daniel (2006): *Feminism, Women's History, and American Social Thought at Midcentury*. In: Lichtenstein, N. (Hrsg.): *American Capitalism: Social Thought and Political Economy in the Twentieth Century*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, S. 191-209. <https://doi.org/10.9783/9780812202632.191>.
- Jones, Jaqueline (2018): *Living the Examined Life in the Antebellum North, and in the Post-World War II, United. The Grimké Sisters from South Carolina: Pioneers for Women's Rights and Abolition, by Gerda Lerner*. In: *American Historical Review* 123, 5, S. 1547-1559. <https://doi.org/10.1093/ahr/rhy212>.
- Joseph, Peniel E. (2006): *Black Studies, Student Activism, and the black Power*

- Movement. In: Joseph, Peniel E. (Hrsg.): *The Black Power Movement. Rethinking the Civil Rights-Black Power Era.* London/New York: Routledge, S. 251-278.
- Kallenberg, Vera (2020): *Jewishness, Gender, and Sexual violence before the Penal Court in the City Frankfurt am Main at the turn of the 19th Century.* In: *Jewish Social Studies* 26, 2, S. 93-125. <https://doi.org/10.2979/jewisoci-stud.26.2.04>.
- Kallenberg, Vera (2018): *Jüdinnen und Juden in der Frankfurter Straßjustiz, 1780-1814. Die Nicht-Einheit der jüdischen Geschichte.* Göttingen: Wallstein.
- Kaufmann, Jonathan (1995): *Broken Alliance: The turbulent times between Blacks and Jews in America.* New York: Simon & Schuster.
- Kerber, Linda (2004). Foreword. In: Lerner, G. (Hrsg.): *The Majority finds its past. Placing women in history.* Chapel Hill: The University of California Press, S. IX-XIV.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2012): *Konstellationen – Konversationen: Drei Geschichten.* In: *Im Widerstreit.* Wiesbaden: VS, S. 483-503. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94139-4_18.
- Knellessen, Dagi/Pankonin, Felix (2019): *Jüdische Lebenswege im 20. Jahrhundert – Neue Perspektiven der Biografieforschung. Einführung.* In: *Dubnow Institute Yearbook* 16. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 291-302. <https://doi.org/10.13109/9783666370717.291>.
- Kuhn, Anette (2005): *Worauf es in der Geschichte ankommt. Die Historikerin und Feministin Gerda Lerner.* In: Kortendieck, B. (Hrsg.): *Lebenswerke. Portraits der Frauen- und Geschlechterforschung,* Opladen: Budrich, S. 80-99.
- Lamberti, Marjorie (2016): *Blazing New Paths in Historiography: „Refugee Effect“ and American Experience in the Professional Trajectory of Gerda Lerner.* In: Daum, A. W./Lehmann, H./Sheehan, J. J. (Hrsg.): *Second Generation. Émigrés from Nazi Germany as Historians.* New York: Berghahn Book, S. 244-260.
- Storrs, Landon (2012): *Second Red Scare and the Unmaking of the New Deal.* Princeton, New Jersey: Princeton University Press. <https://doi.org/10.23943/princeton/9780691153964.001.0001>.
- Laub, Dori/Podell, Daniel (1995): *Art and Trauma.* In: *International Journal of Psychoanalysis*, 76, 5, S. 991-1005.
- Lupton, Mary Jane (1998): *Maya Angelou. A Critical Companion.* Westport, Connecticut/London: Greenwood press.
- Lerner, Gerda (1970): *The Feminists: A second look.* In: *Columbia forum. A quarterly Journal of Fact and Opinion*, 13, 3, S. 24-30.
- Lerner, Gerda (1972): *Black Women in white America. A documentary History.* New York: Pantheon Books.
- Lerner, Gerda (1976). *Black and White Women in Interaction and Confrontation.* In: *Prospects. An annual of American Cultural Studies*, 2, S. 193-208. <https://doi.org/10.1017/S0361233300002374>.
- Lerner, Gerda (1978): *A Death of One's Own.* New York: Simon and Schuster.
- Lerner, Gerda (1986): *The Creation of Patriarchy.* New York: Oxford University Press.
- Lerner, Gerda (2002): *Fireweed. A Political Autobiography,* Philadelphia: Temple University Press.
- Lichtblau, Albert (2004): *Fighting Racism/Gegen den Rassismus. Gerda & Carl Lerner's Film 'Black Like Me'.* In: Eleonore L. (Hrsg.): *Jews and Film/ Juden und Film.* Vienna – Prague –

- Hollywood. Wien: Mandelbaum, S. 150-159.
- Meyer, Leisa/Isenberg, Nancy/Brown, Kathy/Fitzgerald, Maureen (2014): Gerda Lerner's Legacies. In: *Journal of Women's History* 26, 1, S. 22-43. <https://doi.org/10.1353/jowh.2014.0017>.
- Nash, Jennifer C./Samantha Pinto (2021). A new genealogy of 'intelligent rage,' or other ways to think about white women in feminism. In: *Signs* 46, 4, S. 883-910. <https://doi.org/10.1086/713298>.
- Nash, Jennifer (2019): *Black Feminism Reimagined: After Intersectionality*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9781478002253>.
- Nelson, Cary (2019): The Devil's Intersectionality: Contemporary Cloaked Academic Antisemitism. In: *Journal of Contemporary Antisemitism*, 2, 2, S. 1-10. <https://doi.org/10.26613/jca/2.2.29>.
- Ogbar, Jeffrey O.G. (2005): *Black Power: Radical Politics and African American Identity*. Baltimore/London: J. Hopkins University Press.
- Ott, Monty (2021): Übersetzungsfehler oder Ausdruck deutscher Erinnerungsabwehr? (Queere) Jüd:innen als lebende Widersprüche zu intersektionaler Analyse in Deutschland. In: *Jahrbuch Sexualitäten*, S. 108-128. <https://doi.org/10.5771/9783835347410-108>.
- Payne, Elizabeth Anne (Hrsg.) (2013): *Writing Women's History: A Tribute to Anne Firor Scott*. Jackson: University of Mississippi Press.
- Randolph, Sherie M. (2015): *Florynce „Flo“ Kennedy. The Life of a Black Feminist Radical*. Chapel Hill: University of North Carolina Press. <https://doi.org/10.5149/northcarolina/9781469623917.001.0001>.
- Ransby, Barbara (2003): *Ella Baker and the Black Freedom Movement: A Radical Democratic Vision*. Chapel Hill/London: University of North Carolina Press.
- Schaeffer-Hegelin, Barbara (1997): Gerda Lerner (geb. 1920). In: Erler, H./Ehrlich, E. L./Heid, L. (Hrsg.): „Meinetwegen ist die Welt erschaffen.“ Das intellektuelle Vermächtnis des deutschsprachigen Judentums. 58 Portraits. Frankfurt: Campus, S. 505-512.
- Scott, Joan W. (1991): The Evidence of Experience. In: *Critical Inquiry* 17, 4, S. 773-797. <https://doi.org/10.1086/448612>.
- Stögner, Karin (2019a): Wie inklusiv ist Intersektionalität? Neue soziale Bewegungen, Identitätspolitik und Antisemitismus. In: Samuel, S. (Hrsg.): *Antisemitismus seit 9/11. Ereignisse, Debatten, Kontroversen*, Baden-Baden: Nomos, S. 385-402. <https://doi.org/10.5771/9783845295855-385>.
- Stögner, Karin (2019b): New Challenges in Feminism. Intersectionality, Critical Theory, and anti-Zionism. In: Rosenfeld, A. (Hrsg.): *Anti-Zionism and Antisemitism. The Dynamics of Delegitimization*, Bloomington: Indiana University Press, S. 84-111. <https://doi.org/10.2307/j.ctvbnm283.7>.
- Stögner, Karin (2020): Intersectionality and Antisemitism – A New Approach. <<https://fathomjournal.org/intersectionality-and-antisemitism-a-new-approach/?highlight=Intersectionality%20and%20Antisemitism%20%E2%80%93%20A%20New%20Approach>> (Zugriff: 14.03.2022).
- Sunquist, Eric J. (2005): *Strangers in the land. Blacks, Jews, post-Holocaust America*. Cambridge: Belknap Press of Harvard University Press. <https://doi.org/10.4159/9780674044142>.
- Swerdlow, Amy (1995): *The Congress of American Women: Left-Feminist*

- Peace Politics in the Cold War. In: Kerber, L./Kessler-Harris, A./Sklar, K. (Hrsg.): *U.S. History as Women's History. New Feminist Essays*, Chapel Hill: The University of North Carolina Press, S. 296-312.
- Schraub, David (2019): *White Jews: An Intersectional Approach*. In: *The Journal of the Association for Jewish Studies*, 43, 2, S. 379-407. <https://doi.org/10.1017/S0364009419000461>.
- Thomas, Jennifer E. (2012): *The Women's History Movement in the United States: Professional and Political Roots of the Field, 1922-1987*. Diss., Binghamton University State University of New York.
- Smith, Jessie Carney/Phelps, Shirelle (Hrsg.) (1992): *Notable Black American Women*. Detroit: Gale.
- Weigand, Kate (2001): *Red Feminism: American Communism and the Making of Women's Liberation*. Baltimore: John Hopkins University Press.
- Williams, Rhonda Y. (2006): *Black women. Urban politics and engendering Black power*. In: Joseph, P. E. (Hrsg.): *The Black Power Movement. Rethinking the Civil Rights-Black Power Era*. London/New York: Routledge, S. 79-104.
- Ward, Stephen (2006): *The Third World Women's alliance, Black feminist radicalism, and Black power politics*. In: Joseph, P. E. (Hrsg.): *The Black Power Movement. Rethinking the Civil Rights-Black Power Era*. London/New York: Routledge, S. 119-144
- Young, Cynthia A. (2006): *Soul Power: Culture, Radicalism, and the Making of a U.S. Third World Left*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822388616>.

Deborah Pomeranz

Representing AIDS' Invisible Subjects: Iris De La Cruz and the Historical Intersectional-Recovery Imperative

Abstract: There is a particular impetus to consider the history of the US AIDS epidemic through an intersectional lens, given that the inequities structuring the early years of the crisis continue to be reproduced in the popular imagination of its history. Iris De La Cruz (1953-1991) is often mobilized in this context as an example of the diversity of AIDS activism as well as of the epidemic's disproportionate toll on marginalized groups. However, this framing, though well-intentioned, positions De La Cruz's AIDS diagnosis as the entry point to her life and historical significance. Further, by identifying marginalized women with their serostatus, it privileges oversimplified associations over self-identification and historical specificity, emptying the lives of women with AIDS of individuality. Overall, narratives of De La Cruz as an AIDS fighter, activist, and simply as a woman with AIDS disregard the rest of her vibrant life and reveal nothing about her that could not have been said in advance.

Keywords: Iris De La Cruz; HIV/AIDS; Representation; Women's History; US History

Die unsichtbaren Subjekte von AIDS repräsentieren: Iris De La Cruz und der historische Imperativ der intersektionalen Wiederherstellung

Zusammenfassung: Es ist besonders wichtig, die Geschichte der US-amerikanischen AIDS-Epidemie aus einem intersektionalen Blickwinkel zu betrachten, da die Ungleichheiten, die die frühen Jahre der Krise beherrschten, in der populären Imagination über ihre Geschichte weiterhin reproduziert werden. Iris De La Cruz (1953-1991) wird in diesem Zusammenhang oft als Beispiel für die Vielfältigkeit des AIDS-Aktivismus sowie für die unverhältnismäßigen Auswirkungen der Epidemie auf marginalisierte Gruppen angeführt. Diese Darstellung ist zwar gut gemeint, macht aber die AIDS-Diagnose von De La Cruz zum Ausgangspunkt für ihr Leben und ihre historische Bedeutung. Indem marginalisierte Frauen über ihren Serostatus identifiziert werden, werden vereinfachende Diskurse über ihre Selbstidentifikation und historische Besonderheit gestellt, wodurch das Leben von Frauen mit AIDS seiner Individualität beraubt wird. Insgesamt lassen Erzählungen über De La Cruz als AIDS-Kämpferin, Aktivistin und einfach als Frau mit AIDS den Rest ihres pulsierenden Lebens außer Acht und enthüllen nichts über sie, was nicht schon vorher hätte gesagt werden können.

Schlagwörter: Iris De La Cruz; HIV/AIDS; Repräsentation; Frauengeschichte; US-Amerikanische Geschichte.

Introduction: Intersectional History and Narratives of the US AIDS Epidemic

From the AIDS epidemic's earliest days, activists combined frameworks of race, gender, sexuality and class in order to conceptualize the crisis and advocate for HIV positive people (Juhasz/Kerr 2018: 92; Treichler 1999: 32; Patton 1985; Cerullo et al. 1987). Such an intersectional approach is integral to both understanding and confronting an epidemic which continues to disproportionately impact multiply-marginalized communities and globally dispossessed countries (see e.g. Bredström 2006; Biehl 2004). The popular historiography of AIDS in the US, however, has been critiqued for its focus on white gay men – or even straight men – to the exclusion of other groups (Kerr 2016b: 86; Cheng 2016: 73; Schulman 2021: 12-16). The particular political and ethical urgency of doing intersectional history in the context of the AIDS epidemic arises in part from stigma and deadly neglect which, while affecting all HIV positive people, do not do so equally. Humanizing histories may not only reveal but also counteract such indifference, by insisting that the lives of all people with AIDS are significant and grievable, in an ongoing demand for “public recognition of traumatic experience” (Cvetkovich 2003: 160; Kerr 2016b: 86; Pastore 1993: 20). Interventions into cultural narratives enact political and material change, “collectively sustain[ing] the living and the dead” (Cheng 2016: 74; Crimp 2004: 20). Creating a public record of the AIDS epidemic, then, which addresses the differential experiences of HIV positive people, opens up opportunities for oppositional politics and even survival: the recovery of those left not only for dead, but also forgotten (Mehuron 1997: 168f.; Gill-Peterson 2013: 296). However, recuperative historical projects are complicated by the fact that there is a relative lack of archival material about the experiences of HIV positive women, people of color, IV drug users, and/or sex workers, for example (Cvetkovich 2003: 158). Many of those who died in the epidemic, precisely because of their earlier deaths conditioned by overlapping mistreatments, have untellable stories, or only become legible in the archive in their criminalization (Kerr 2016b: 83). In this context, as a single mother and former sex worker who struggled with addiction and was arrested multiple times, Iris De La Cruz constitutes an exceptional historical figure, whose archival presence may enable a history of the epidemic that attends to the lives and significance of its most marginalized actors.

Interviews with or about De La Cruz, as well as her writing, are held in numerous traditional archives, such as the Brooklyn AIDS Oral History Project, the PWA Coalition records, Gay Men's Health Crisis records, and AIDS Activist Videotape Collection at the New York Public Library. She is also archived through memorial projects, instigated both by those who knew her personally and those who did not, from an AIDS Memorial Quilt panel and a support center for HIV positive women founded in 1993 bearing her name, to recent short videos with small audiences (Bernstein 1993; Blake 2012; gregster1977 2017; Holness 2017; laxton 2011; Robbins 2019). Her writing is collected in several anthologies of essays about the AIDS epidemic, and significant material is even

available digitally (Banzhaf et al. 1990: 131-134; Bull 2003: 189-192; Howe/Klein 1995: 40-45; Rudd/Taylor 1992: 108-116).

Extensive historical work has been done on the basis of these materials, from the 1990s to the present. De La Cruz has played a recurrent role in historical, cultural, and political projects since the late aughts in particular, a period Ted Kerr has termed “the AIDS Crisis Revisitation” (2016a). Some aspects of this Revisitation present AIDS activism as it never was, that is to say predominately white, male, and middle class; while others push back on these narratives, explicitly calling attention to the role of women and people of color. “The Revisitation is powerful,” Kerr writes, “because it shares stories about the AIDS crisis that inform the world we live in now,” stories which “would otherwise be lost” (ibid.). De La Cruz may in part be such a compelling figure because her extensive archivization allows historians to counteract gentrified narratives of AIDS activism; but, counterintuitively, the assumption undergirding her inclusion in many of these projects is that she, and others like her, have been forgotten.

In this paper, I analyze the historiography of De La Cruz, in which I include not only scholarly books and articles but also dissertations, news and magazine articles, interviews, YouTube videos, and other creative projects which purport to historical realism. I consider her own writing and interviews only in how they have been framed by others, for example in anthologies or archival collections, because my focus is on how others tell her story. It may be somewhat incongruous to refer to the set taken up here as a historiography of De La Cruz as, with few exceptions, she is mentioned only briefly, sometimes in just a paragraph or even a footnote, in projects with other primary concerns, most often the early AIDS epidemic or sex worker rights movement.¹ Further, collecting these disparate sources together presents the overarching narrative they construct as more cohesive than it would otherwise appear. Nevertheless, taken as a whole, these sources do create a certain narrative about De La Cruz which, though by no means without contradiction, remains for the most part strikingly similar in its scope and emphasis. In this paper I ask what kind of work this narrativization does, and consider the arguments implicit in its patterns of inclusion and exclusion. My critique is directed neither at the truth nor the political value of any individual text, but rather at the set of historical stories about De La Cruz accessible in the present which they together inevitably produce. The surprises and paradoxes of De La Cruz’s historicization – that there is such a wide breadth of material about her, but often little depth; that she is so often taken up in histories that strive to be critical, revisionist, and explicitly political; that in their writing, these histories’ implicit claim to urgency is undermined – make it a useful case study in considering the impetus to write a more intersectional history of the US AIDS epidemic, as well as the effects of ‘recovering’ a figure primarily through their evidentiary value to a predetermined historical argument, even if that argument takes as its premise their particularity and significance.

My analysis is informed by my first, chance encounter with De La Cruz, through a digitized episode of her 1980s monthly radio show “Street Walkin’

Blues". Like many others, I quickly became enamored with her irreverence, quick and dirty wit, and the ease with which she handled heckling callers in her low, Brooklyn-inflected voice (De La Cruz 1980). As an M.A. student, I set out to write a microhistory of her life and involvement in a staggering number of social and cultural movements of the time: the late Civil Rights Movement, hippie and anti-war camps, sex worker rights, the Lower East Side art scene, and AIDS advocacy. It quickly became clear that I would fail at this: De La Cruz's archivization and historicization as first and foremost a person with AIDS overshadows whatever else she might have been or done, which, at least when writing in a historical mode, can be hinted at but not centered. Though there are far more sources about De La Cruz, each a thoughtful if often brief tribute to her life, than I, paranoidly, expected to find, I remain frustrated by the martyr narrative they collectively produce that dodges and so devalues mundanity; in which there is no space for her to be 'just' a mother, drug user, EMT, a rebellious teen painting her principal as life-sized Hitler in the school hallway, an art student down on rent with a dramatic love life and an incredible voice for radio (cf. Sedgwick 2003: 123-151).

The historiography of De La Cruz reflects the moral imperative to memorialize the lives lost to AIDS as well as to attend to the overlapping necropolitical inequities that have been obscured in the dominant cultural imagination of AIDS in the contemporary imagination. Yet, in this contextualization of De La Cruz's life and work almost exclusively within the epidemic, any entrance point to her historical significance is routed through her death. Further, in presenting her as evidence that AIDS activists weren't all white men, this historiography writes her and other marginalized HIV positive women as fundamentally interchangeable. Though no source can do this on its own, taken together the historiography (in which, of course, this article now participates) traps De La Cruz in oversimplified narratives of the AIDS crisis, which conflate women's serostatus, race, and experiences of sex work, drug use, and incarceration. By using De La Cruz to write a history of the US AIDS epidemic which recuperates its more marginalized actors and victims, though undoubtedly an integral project in general, she becomes merely a means to a foregone end, at the expense of a particularized consideration of her vibrant and multifaceted life.

Iris De La Cruz as an AIDS Fighter

The overarching narrative that emerges from the historiography is of De La Cruz as an "AIDS fighter" – an activist, writer, and leader who, though she would eventually succumb to her illness, refused to do so quietly (Wolff 1991). This story begins around 1987 with her AIDS diagnosis and ends in 1991 with her death, albeit with occasional flashbacks to 1980 and her work with Prostitutes of New York (PONY). The setting for this story is the AIDS epidemic, which is presented as both De La Cruz's prime as an extraordinary activist, and her downfall leading to her tragic death. Though De La Cruz did contribute extensively to AIDS work as a writer, activist, support group facilitator, and edu-

cator, the devaluation of other aspects of her life ultimately routes her claim to historical significance through AIDS and makes her death the primary entrance point to her life.

Many of the accounts of De La Cruz's life in the historiography begin after her 1987 AIDS diagnosis and tell a story of a "pioneer" for women with AIDS (Noe 2019: 38; cf. Hedger 2018: 106; Arriola 2014). De La Cruz's writing in three anthologies from or about the AIDS epidemic naturally frame her first and foremost as a woman with AIDS. Similarly, all of the physical archival collections holding material about De La Cruz are from or about the AIDS epidemic, and the interviews and writing they hold are for the most part from 1987 or later, facilitating and reinforcing the historiographic tendency to consider De La Cruz's life only after her AIDS diagnosis. If the first thirty-five years of De La Cruz's life are mentioned at all, they are often contextualized as serving to prepare her for her ultimate role as an AIDS activist. For example, Loebel writes that De La Cruz married at "17, long before she had developed any of her talents," and later, "while she was hustling on Third Avenue, [...] wrote columns on drugs and sex for men's magazines." This prepared her to "use her pen and energy battling AIDS" until her illness "suddenly transformed this vibrant woman into a tortured creature waiting at death's door" (Loebel 2007: 49-51). De La Cruz's obituaries are outliers in their detail, describing her as charismatic, irreverent, and hilarious, blunt and unashamed about her many struggles, a leader in sex worker activism, and a writer and public speaker whose popularity turned her into a local celebrity. Nevertheless, as obituaries they are occasioned by her death, and like other texts also center on the last four years of her life. The *New York Times*, for example, entitled their article "AIDS Fighter's Spirit is Recalled," and summarized her contributions with a corresponding quote from her brother: "AIDS produced her finest moments" (Wolff 1991; cf. Bell 1991; Anon 1991).

De La Cruz's position as a spokesperson for Prostitutes of New York (PONY) in 1980 is one of the only things about her life prior to 1987 commonly mentioned in the historiography. Rachel West notes De La Cruz's role in the organization in an article on the U.S. PROStitutes Collective², the only source I have found which does not mention her AIDS diagnosis at all (Delacoste/Alexander 1998: 280). In contrast, other histories of sex worker organizing that bring up De La Cruz expand their timeframe, foregrounding information about her AIDS work and death, despite the fact that the books are otherwise predominately concerned with the history of sex work in the US (Chateauvert 2013: 99f.; Dittmore 2011: 110, 139). Practical considerations may account for these authors' choice to source their information on De La Cruz from texts primarily concerned with AIDS, given that AIDS activism in New York has been documented and archived to a greater extent than the sex worker rights movement. And, in the other direction, some texts, such as her obituaries, ground the skills and perspective De La Cruz brought to her AIDS work in her prior experiences with PONY and as a sex worker. It makes sense to discuss these aspects of her life in relation to one another because, as Melinda Chateauvert points out, women with AIDS were assumed to be prostitutes, and prostitutes were assumed to be

more likely to be HIV positive (Chateauvert 2013: 83). Further, the histories of queer and sex worker rights movements are impossible to separate, and together mounted a highly organized grassroots response to the epidemic (Andrews 2014: 41). However, while presenting De La Cruz as a hero of the fights for both sex workers and people with AIDS, and demonstrating that she brought insights from the former to the latter, the majority of these histories privilege her AIDS diagnosis and work as the central fact of her life, even those otherwise primarily concerned with histories of sex work.

A notable exception to the tendency to write De La Cruz as, in the first instance, an AIDS fighter is Jason Baumann's 2016 conference presentation on her engagement with Afro-Caribbean and particularly Puerto Rican theologies and traditions. Marty Fink also writes about De La Cruz's life in unusual depth in a 2010 dissertation, which, although it focusses on her AIDS work, does so through deep engagement with her own writing and interviews, demonstrating the particularities of her experiences, activism, and voice (30-36, 55-59, 122-128). However, these narratives, as a 2016 conference recorded on SoundCloud and an unpublished dissertation, as well as West's one-sentence reference, are overshadowed in both number and, in some cases, prominence by texts that present De La Cruz first and foremost as an AIDS activist and person with AIDS.

That the historiography of De La Cruz centers the time between her AIDS diagnosis and death, as well as occasionally her work with PONY, may reflect the intersection of her life with circumstances deemed historically significant, that is to say the AIDS epidemic and to a lesser extent the early sex worker rights movement, not least because of this determination's impact on available archival material in the present. It may also arise out of the particular ethical and political impulses generated by AIDS to mourn and commemorate its victims and activism, especially since many of the authors cited knew De La Cruz personally (Cvetkovich 2003: 156). Further, in writing about her they refuse that she becomes one of "the many people dying who are never spoken of," in the context of an epidemic in which the question of historical representation is one factor in determining who lives and who dies, within historical memory in particular (Hall 1996: 272). However, centering AIDS in De La Cruz's memorialization also makes her diagnosis the major entrance point to her life, implied precursor to her historical significance, and fact about her within contemporary discourses. Her death becomes the end point towards which her life inevitably moves, as well as the starting point from which one is able to say something about her, framing her story as a tragedy from its premise, regardless of what one learns about her along the way. The overarching narrative produced by the historiography, then, implies that De La Cruz's life prior to 1987, AIDS diagnosis, death, and historicization each inevitably and sequentially led to the next, a teleology which leaves unconsidered the possibility that she ultimately could have lived with or been historically significant without AIDS.

Iris De La Cruz as an ACT UP Activist

Indeed, several books and articles have an even narrower focus, discussing De La Cruz in the context of a single day in her life. On October 2nd, 1990, ACT UP New York organized buses and provided financial support for about thirty women with AIDS to go to Washington D.C. to participate in a demonstration in front of the department of Health and Human Services (HHS). This demonstration was part of an ongoing campaign to pressure the CDC to change its definition of AIDS, which excluded opportunistic infections commonly seen in HIV positive women, IV drug users, and poor people. Without an official AIDS diagnosis, which for members of these groups came later in the illness' progression, if at all, it was not possible to access Social Security benefits, among other life-saving or quality of life-enhancing assistance (Griffin 1990). De La Cruz, who had long been passionate about supporting HIV positive women in particular, and whose own diagnosis was delayed by half a decade due to ignorance of AIDS' presentation in groups other than gay men, spoke forcefully at the demonstration (Hubbard 2012: 1:02:23-1:02:53). This speech, and the fact that De La Cruz was the one making it at this large protest, are mobilized in the historiography less to say something about her, but rather as evidence for a narrative of increasing racial and serodiversity among women in ACT UP New York in the late 1980s and early 1990s. Though an important history, this use tends to identify De La Cruz first and foremost with her serostatus and reproduces oversimplified correlations of HIV status with race, gender, sexuality, and class.

It is striking how often this one-day protest is used as the singular specific example of De La Cruz's activism, despite the fact that she was otherwise more involved in other organizations and projects – or perhaps more accurately, how often she is brought up in histories of the campaign, in which she was just one of many participants (cf. Meredith 2013: 19; Schulman 2021: 230; Stoller 1998: 14). Jean Carlomusto's recollection of "when Iris De La Cruz took the megaphone and spoke about not being able to get health care. She said her physician didn't take food stamps" is particularly popular and quoted in at least two books, an article, and a dissertation (Carlomusto 2002: 19; cf. Brier 2009: 174-176; Poapst 2015: 63; Shotwell 2014: 519; Watkins-Hayes 2019: 92). In these contexts, De La Cruz is often listed alongside other HIV positive women associated with ACT UP, at least through this action. Sarah Schulman, for example, recalls speaking to an audience of HIV positive women about the campaign to change the definition and "the early leaders of the women with AIDS movement, Black and Latina women – just like those in the audience. Katrina Haslip, Iris De La Cruz, Phyllis Sharpe – ex-prisoners, ex-addicts, ex-prostitutes, now leading a political movement, literally yelling and screaming in the rain in front of government buildings demanding policy changes" (2013: 13). This is an oft-repeated litany of HIV positive women with ties to ACT UP. In addition to Katrina Haslip, a Black Muslim woman and founder of the AIDS Counseling and Education (ACE) peer education program in Bedford Hills prison; and Phyllis Sharpe, a Black woman from Brooklyn and founder of a self-empowerment group for HIV positive homeless and formerly homeless people; De La Cruz is often listed

alongside Marina Alvarez and Lydia Awadala, two women with AIDS who were early members of ACT UP's Latino Caucus.³

This list, in its frequent reiteration, implies that the women who compose it form a particular sub-category of those involved in ACT UP NY at the time. The most straightforward thing they shared were their AIDS diagnoses, at a time when the majority of women in ACT UP were HIV negative. All participated in ACT UP's HHS demonstration, though at least Haslip, Sharpe, and De La Cruz were otherwise more involved in other organizations. Nevertheless, they were some of the first HIV positive women to take on leadership roles in ACT UP, even if only to speak at this one action. However, there are other characteristics more amorphously associated with this group which, though they don't all apply to all the women, still exhibit collective sticking power heightened by the frequent reiteration of the women as a self-evident cluster. Many had been incarcerated, used IV drugs, done sex work, and were straight women of color, leading to assumptions about De La Cruz based more on her HIV status than her own self-identification. Descriptions of De La Cruz as Latina or a woman of color, in particular, seem presumed from her AIDS diagnosis, as well as the company she kept, her political and cultural attachments, and her name (cf. Cvetkovich 2003: 179; Brier 2009: 174; Arriola 2014: 1; Watkins-Hayes 2019: 92; Noe 2019: 38; Carroll 2014: 231). These women, and the experiences and identities they (were presumed to have) shared, stand in implicit contrast to the other women in ACT UP, who constituted the earliest members and majority of the Women's Caucus. This latter group was predominately HIV negative, white, and lesbian, and many were Jewish, had some college education, and worked as writers and artists (Cvetkovich 2003: 177-178).⁴

Mobilizing De La Cruz in this way tells a certain story about ACT UP NY in particular, and, synecdochally, AIDS activism in the US the late 1980s and early 1990s more generally. Given that the majority of women in ACT UP were white, HIV negative lesbians, this story goes, they were not representative of the women with AIDS for whom they advocated, who were predominately Black and Latina. The women's caucus recognized this as a problem and took steps to solve it by encouraging HIV positive women of color to participate and take leadership roles in projects and actions. This slowly changed the demographics of the group, even if they never came close to fully reflecting the communities most impacted by AIDS.

This story of gender, race, and the self-conscious both increases in and failures of inclusivity in ACT UP is convincing, regardless of whether and which historical facts about De La Cruz are deployed to build a case for it. Nevertheless, there is a different possible depiction of De La Cruz, one which would contextualize her within the majority, rather than minority, of women in ACT UP. Foregrounding her upbringing in what her mother described as "a middle class Jewish home" in Brooklyn, long career as a writer, time spent at the School of Visual Arts, references in her writing to sexual fluidity, and self-identification as white would place her differently within the two categories of women in ACT UP implied in the historiography (Wolff 1991). This is not to say that this would be a more accurate description of her, that the previous set of characteristics

associated with her are wrong, or that these categories were ever presented as anything more definite than a summary of overarching trends. It is only to point out that there are a variety of ways that De La Cruz could be described from a historical perspective, and still more broader narratives than for which this could be used to provide evidence. Avram Finkelstein, critiquing what he calls "AIDS 2.0 storytelling," maintains that this too often falls into neat narratives which elide complexity and disorderly truth in favor of tropes and easy stories (2019). Drawing attention to the multiple possible narratives and identifications of De La Cruz denaturalizes, though by no means disproves, those highlighted in the historiography. This helps to demonstrate how these narratives work, what they do, and in particular the salience of HIV status in demarcating a host of other social divides which, though clearly enormously significant in their material impacts, perhaps can't be laid out as neatly as we assume.

Iris De La Cruz as a Woman with AIDS

Despite, or because of, the assumption that people like De La Cruz have been forgotten in historicizations of the AIDS epidemic, she has proven to be an appealing character in recent historically-oriented works, both academic and popular. For example, in publicity for and reviews of Victoria Noe's 2019 book, "Fag Hags, Divas and Moms: The Legacy of Straight Women in the AIDS Community", De La Cruz is cited as one of its most compelling and significant characters (Murphy 2019; Anon 2019; Simmons 2019). Yet, in the book itself, she is mentioned in all of four paragraphs (38-41, 154). The disparity between De La Cruz's outsize role in the book's publicity and reception and the scant treatment of her within its pages demonstrates De La Cruz's appeal to contemporary authors and audiences, as well as the limited substance that often lies behind it. Noe explains the impetus for her book in intersectional-recovery terms, emphasizing that "it's important for people to see that, as astounding as the contributions are from gay men, there have been significant contributions from women of all races, of all ethnic groups and from around the world. And it's time for their stories to be told" (qtd. in Simmons 2019). However, by deciding in advance the significance of De La Cruz's life, as a woman (of color) with AIDS whose contributions have not been properly appreciated, this approach tends to empty it of specificity. Ultimately, presenting De La Cruz as important only insofar as she was an activist and a person with AIDS who was not a white gay man implies that she is interchangeable with any other HIV positive woman during the early AIDS epidemic and forecloses the possibility that historical research could reveal something new about her.

If De La Cruz's place in the historiography could often just as well be served by any other woman with AIDS from the time, this raises the question of why her example, along with those of Sharpe, Haslip, Adawala, and Alvarez, are so often highlighted. Part of the reason is lack of archival material, as indeed the circumstance compelling recuperative projects is that the lives of the majority of HIV positive women from the first years of the epidemic are historically unre-

coverable, in part due to their early deaths. For example, all HIV positive women involved in ACT UP in the 1980s, aside from Marina Alvarez, died before they could be interviewed for the ACT UP Oral History Project (Schulman 2021: 10; Chris 2014: 30). This difference is a further aspect of the rhetorical divide between De La Cruz's "group" and the rest of the Women's Caucus, who have the ongoing ability to craft the historical narrative, a privilege of which they are self-aware (Cvetkovich 2003: 179). Nevertheless, there is some information about these activists in the archive, even if it is often from others' perspectives. This is not the case for thousands of other HIV positive women, disproportionately Black and Latina, who lived with and died of AIDS in New York, yet about whom it is often difficult to find out anything at all, making them "the invisible subjects of AIDS" (Arriola 2014: 3). This leads to a historiographical tendency to discount the lives of marginalized women with AIDS as always-already secondary because less representable, what Jih-Feh Cheng terms "the historical impasse of valuing the living over the dead" (2016: 75). In attempts to circumvent this impasse, De La Cruz becomes an important historical representation, not only of herself, but also of other women 'in her category', who had more difficulty accessing resources in their lifetimes, and, in part for this very reason, about whom it is more difficult to find out specific information after their deaths.

Because she was a woman with AIDS, De La Cruz was denied care for issues both related and unrelated to her HIV infection, treated worse still after disclosing her history of drug use, and aware that any scraps of humanization and respect that she received were dependent upon her being read as white rather than Latina (Fink 2010: 125-126). As a well-documented historical example, De La Cruz is a reminder that many others had similar and similarly unique experiences, even if they never had the opportunity to detail these in video interviews now held at the New York Public Library. Through this archivization, she has the power to represent those doubly lost, in the epidemic and to history. However, she may be more an exceptional than a representative case, as a multi-organization activist, celebrated writer, and, at least in certain circles, minor celebrity. Using someone so extraordinarily charismatic and vocal about her experiences as representative of "the invisible subjects of AIDS" (Arriola 2014: 3) in general sets an almost unattainably high bar for historical remembrance for HIV positive women. On the other hand, it is through this very visibility that De La Cruz can be spoken of in the present. In the face of this, perhaps the only possibility is to re-write De La Cruz's death, and so her life, as tragic, meaningful, worth mourning, and in so doing also the attempt to pay the same respect to the "invisible subjects of AIDS", even if De La Cruz was never, in the end, one of them. Yet histories written in this mode often remain superficial, revealing nothing about De La Cruz, her fellow HIV positive women, or the AIDS crisis itself that could not have been said in advance.

Conclusion: Iris De La Cruz as Legendary

As what Paula Treichler has dubbed an “epidemic of signification,” AIDS consists of cultural, political, and social, in addition to biomedical, meanings and metaphors (1999: 1). These discursive spaces, then, are a key terrain of struggle, one utilized extensively by “cultural activists” in their fight against AIDS (Crimp 2004: 28-40; Sontag 1996). The authors cited here take up this legacy, wresting alternatives to dominant narratives of the epidemic out of a serophobic, racist, and sexist archive. To evoke De La Cruz, and through her others often left out of historical narratives, remains an integral intervention into particular discourses of AIDS' impacts and those who fought them, and therefore of who can be a political actor with the ability to create change in the present. However, to use serostatus in women as a shorthand for race, sexuality, and experiences of criminalization, and seropositive women as ciphers for one another, may at this point be a reiteration of slippages which demand decoupling. As AIDS activists recognized, the work of cultural contestation requires a constant challenging of accepted narratives, which congeal into new dominant formations each time they are destabilized.

Historical representations of the very real but contingent gendered, sexualized, raced, and classed inequalities of AIDS tends to ossify them, burying HIV positive women under a number of assumed characteristics, foremost of which is their historical invisibility (Kruger 1996: 61). The contradiction inherent in writing about De La Cruz because she is sure to have been forgotten is at the core of romantic historical projects, including my own, in which historians must rescue her from insufficient or inaccurate memorialization. These romances may challenge exclusionary popular narratives about AIDS and who it impacted, but not its metanarratives of risk groups composed of fixed subjects, always already on the verge of death and historical disappearance (cf. *ibid.* 60). In defining De La Cruz first and foremost through her relation to AIDS, they remain trapped within the epidemic's ongoing viral logics, which reconfigure the possibilities for her identity and our history. AIDS, then, becomes a black hole whose mass collapses the rest of De La Cruz's life – who else she might have been and what else we might have written about her – into its indeterminate opacity, a tangle of discourses in which we, then, remain just as trapped as she.

Yet to present De La Cruz as, for example, a “now legendary Latina HIV activist” can only be understood as history as performative utterance: she becomes a legendary Latina HIV activist now, in the moment of being written or read as such, though before this moment she may have been known differently, or not at all (Arriola 2014: 1). She becomes legendary here in several senses. First, as a heroic figure, who fought for other women with AIDS, and created resources and spaces for them at a time when these were scarce. Second, De La Cruz is legendary in that she “acts as a symbolic representation of collective experiences,” serving, in both the cited essay and the historiography as a whole, to conjure up those with AIDS who have been “overshadowed by the still prevailing structures of class, race and gender” (Tangherlini 1990: 381; Arriola 2014: 3). Here, the ‘legendary’ subject of AIDS serves as a counterpoint to its ‘invisible’

subject, with each granting the other meaning and historical urgency. However, within this pairing, both become devoid of distinctive identity, twin mirrors which endlessly reflect only the empty space between them. Yet this contradiction, in which the recuperation and the erasure are one and the same, provides its own narrative unraveling, refuting the assumption that the story it tells could ever be complete or coherent. This is legend in a third sense, as a folktale with a historical core, which is beholden to the plausible but makes no claim to be a literal recounting of the past. As AIDS activists recognized, the oppositional reconfiguration of this kind of legendary history has the power to change the conditions of our contemporary world. Each time we retell the legend of De La Cruz, historians write something new into existence, stories laden with social and political meaning which proclaim with their very presence the fact that they could always have been told differently.

Korrespondenzadresse

Deborah Pomeranz
debby.pomeranz@gmail.com

Anmerkungen

- 1 These exceptions include De La Cruz's obituaries, a short biography on the Iris House website, a 2015 conference presentation by Jason Baumann, and several brief YouTube videos. Marty Fink's 2010 dissertation, "Forget Burial", also includes a sub-chapter on De La Cruz.
- 2 The U.S. PROStitutes Collective was a subchapter of the International Wages for Housework Campaign organized by and for Black sex workers who partnered with PONY to fight police violence preceding the 1980 Democratic national convention in New York.
- 3 See for example interviews from the ACT UP Oral History Project, including with Jean Carlomusto (2002), Maxine Wolfe (2004), Terry McGovern (2007), Linda Meredith (2013), Gregg Bordowitz (2002), and Robert Vazquez-Pacheco (2002), as well as the Project index; Anne Cvetkovitch's chapter "AIDS Activism and Public Feelings" in "An Archive of Feelings" (179); Sarah Schulman's references to De La Cruz in "Let the Record Show" (10, 225, 230); and Nancy Stoller's "Lessons from the Damned" (12).
- 4 These assumptions reflected the reality that AIDS compounded existing structural inequalities, meaning certain already marginalized groups were disproportionately impacted. By 1988, AIDS was the leading cause of death among incarcerated people in New York, and 80 % of HIV positive women in New York City were Black or Latina (Banzhaf et al. 1990: 139; Gross 1987). Contrary to popular stigma, sex workers in general were no more likely to be HIV positive than the general population. However, in 1985 it was estimated

that at least a quarter of outdoor sex workers (also disproportionately non-white in comparison to their indoor counterparts) in New York City had been exposed to HIV via IV drug use (Shilts 1985). These staggering health

disparities help explain the association, both actual and perceived, between race, experiences of sex work, drug use, and incarceration, and serostatus in women.

Literatur

- Andrews, Charlotte Richardson (2014): *Queer and On the Game*. In: *Diva*, pp. 40-43.
- Anon (1991): Obituary of Iris De La Cruz. In: PONY X-Press.
- Anon (2019): *Fag Hags, Divas and Moms: The Legacy of Straight Women in the AIDS Community*. *Kirkus Reviews*. <<https://www.kirkusreviews.com/book-reviews/victoria-noe/fag-hags-divas-and-moms-the-legacy-of-straight-wom/>> (accessed 3 May 2020).
- Arriola, Aimar (2014): *Spectres of Iris De La Cruz*. In: Kerr, T. (ed.): *We Who Feel Differently*, 3. <<https://wewhofeeldifferently.info/journal.php#Aimar>> (accessed 28 March 2022).
- Banzhaf, Marion/Chris, Cynthia/Pearl, Monica (eds.) (1990): *Women, AIDS, and Activism*. Boston, MA: South End Press.
- Baumann, Jason (2016): 'Sex, Drugs, Rock-N-Roll and AIDS'. *Iris de la Cruz Haunting the Media Archive*. In: *Queer Circuits in Archival Times*. <<https://soundcloud.com/center-for-the-humanities/sets/queer-circuits-in-archival-times-experimentation-and-critique-of-networked-data>> (accessed 9 February 2020).
- Bell, Bill (1991): *Crowd Mourns 'Asphalt Angel' AIDS Activist*. In: *New York Daily News*, 17 May, pp. 17.
- Bernstein, Emily M. (1993): *A Center to Help Women With AIDS*. In: *New York Times*, 19 September, pp. 612.
- Biehl, João (2004): *The Activist State: Global Pharmaceuticals, AIDS, and Citizenship in Brazil*. In: *Social Text*, 80, 3, pp. 105-132. https://doi.org/10.1215/01642472-22-3_80-105.
- Blake, Krista (2012): *Stories from the Quilt*. In: *POZ*, 147.
- Bordowitz, Gregg (2002): Interview. Schulman, S. (interviewer). 17 December. <<https://actuporalhistory.org/numerical-interviews/004-gregg-bordowitz>> (accessed 26 March 2022).
- Bredström, Anna (2006): *Intersectionality. A Challenge for Feminist HIV/AIDS Research?* In: *European Journal of Women's Studies*, 13, 3, pp. 229-43. <https://doi.org/10.1177/1350506806065754>.
- Brier, Jennifer (2009): *Infectious Ideas. U.S. Political Responses to the AIDS Crisis*. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Bull, Chris (ed.) (2003): *While the World Sleeps. Writing from the First Twenty Years of the Global AIDS Plague*. New York: Thunder's Mouth Press.
- Carlomusto, Jean (2002): Interview. Schulman, S. (interviewer). 19 December. <<https://actuporalhistory.org/numerical-interviews/005-jean-carlomusto>> (accessed 26 March 2022).
- Cerullo, Margaret/Demeter, John/Elias, Rob/Erlien, Marla/Francis, Elizabeth/Goodman, Matthew/Holder, Ann/Hoynes, Bill/Housman, Judy/Penn, Donna/Peters, Cynthia/Schlosser, Ken/

- Vakili, Hassan/Whippen, Deb/Withorn, Ann (eds.) (1987): *Facing AIDS. A Special Issue*. In: *Radical America*, 20, 6.
- Chateauvert, Melinda (2013): *Sex Workers Unite. A History of the Movement from Stonewall to Slutwalk*. Boston: Beacon Press.
- Cheng, Jih-Fei (2016): *How to Survive. AIDS and Its Afterlives in Popular Media*. In: *Women's Studies Quarterly*, 44, 1-2, pp. 73-92. <https://doi.org/10.1353/wsq.2016.0013>.
- Chris, Cynthia (2014): Interview. Schulman, S. (interviewer). 3 January. <<https://actuporalhistory.org/numerical-interviews/159-cynthia-chris>> (accessed 26 March 2022).
- Crimp, Douglas (2004): *Melancholia and Moralism. Essays on AIDS and Queer Politics*. Cambridge: MIT Press.
- Cvetkovich, Ann (2003): *An Archive of Feelings. Trauma, Sexuality, and Lesbian Public Cultures*. Durham, NC: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822384434>.
- De La Cruz, Iris (1980): *P.O.N.Y. (Prostitutes of New York): Decriminalization of Prostitution. Street Walkin' Blues*. <http://archive.org/details/pacifica_radio_archives-IZ0440.01> (accessed 12 April 2021).
- De La Cruz, Iris (1991): *Kool AIDS on Ice*. <<https://www.irishhouse.org/uploads/2/5/1/8/25189002/koolaidsonicebyirisdelacruz.pdf>> (accessed 12 April 2021).
- Delacoste, Frédérique/Priscilla, Alexander (eds.) (1998): *Sex Work. Writings by Women in the Sex Industry*. 2nd ed. San Francisco/Calif: Cleis Press.
- Ditmore, Melissa Hope (2011): *Prostitution and Sex Work*. Santa Barbara: Greenwood. <https://doi.org/10.1093/obo/9780195396607-0113>.
- Fink, Marty (2010): *Forget Burial. Illness, Narrative, and the Reclamation of Disease*. Thesis. New York: City University of New York.
- Finkelstein, Avram (2019): *AIDS, Coca Cola, and the Thompkins Square Park Riot*. In: *OnCurating*, 42, 57-67.
- Gill-Peterson, Julian (2013): *Haunting the Queer Spaces of Aids. Remembering ACT UP/New York and an Ethics for an Endemic*. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, 19, 3, pp. 279-300. <https://doi.org/10.1215/10642684-2074512>.
- gregster1977 (2017). YouTube Video: "Sex, Drugs, Rock 'n' Roll, and AIDS" by Iris de La Cruz. 9 September. <<https://www.youtube.com/watch?v=UpR11uE7cDI>> (accessed 12 April 2021).
- Griffin, Jean Latz (1990): *AIDS Suit Seeks Help for Women*. In: *Chicago Tribune*, October 2, p. 9.
- Gross, Jane (1987): *Bleak Lives. Women Carrying AIDS*. In: *New York Times*, August 27, p. A1.
- Hall, Stuart (1996): *Cultural Studies and its Theoretical Legacies*. In: Morley, D./Chen, K. H. (eds.): *Stuart Hall. Critical Dialogues in Cultural Studies*. London: Routledge, pp. 262-275.
- Hedger, Kathryn (2018): *Standing Against a 'Willful and Deadly Negligence'. The Development of a Feminist Response to the AIDS Crisis*. Thesis. San Marcos: Texas State University/History Department.
- Holness, Jillian (2017): *Remembering Journalists Who Covered AIDS*. In: *POZ*, 30 June. <<https://www.poz.com/article/remembering-journalists-covered-aids>> (accessed 12 April 2021).
- Howe, Marie/Klein, Michael (eds.) (1995): *In the Company of My Solitude. American Writing from the AIDS Pandemic*. New York: Persea Books.
- Hubbard, Jim (2012): *United in Anger. A History of ACT UP [Film]*, USA: Ford Foundation.

- Juhasz, Alexandra/Kerr, Theodore (2018): Who Are the Stewards of the AIDS Archive? Sharing the Political Weight of the Intimate. In: Jones, A./DeFilippis, J. N./Yarbrough, M. W. (eds.): *The Unfinished Queer Agenda After Marriage Equality*. London: Routledge, pp. 88-101. <https://doi.org/10.4324/9781315151106-8>.
- Kerr, Theodore (2016a): AIDS 1969: HIV, History, and Race. In: *Drain*, 13, 2. <<http://drainmag.com/aids-1969-hiv-history-and-race/>> (accessed 28 July 2022).
- Kerr, Theodore (2016b): The Sailor's Daughter. AIDS before AIDS in the Present. In: Houston-Jones, I./Rawls, W./Coan, J.S. (eds.): *Lost and Found. Dance*, New York, HIV/AIDS, Then and Now, Danspace Project, pp. 82-87.
- Kruger, Steven F. (1996): *AIDS Narratives: Gender and Sexuality, Fiction and Science*. New York: Garland.
- laxton, aaron (2011): YouTube Video: Sex, Drugs, Rock and Roll and AIDS by Iris De La Cruz, 1990. 26 November. <<https://www.youtube.com/watch?v=uaG-CLmwfhFU>> (accessed 29 July 2020).
- Loebl, Suzanne (2007): *The Mothers' Group. Of Love, Loss, and AIDS*. New York: ASJA Press.
- McGovern, Terry (2007): Interview. Schulman, S. (interviewer). 25 May. <<https://actuporalhistory.org/numerical-interviews/076-terry-mcgovern>> (accessed 26 March 2022).
- Mehuron, Kate (1997): Sentiment Recuperated. The Performative in Women's AIDS-Related Testimonies. In: Holland, N.J./Tuana, N. (eds.): *Feminist Interpretations of Jacques Derrida. Re-Reading the Cannon*. University Park: Pennsylvania State University Press, pp. 165-191.
- Meredith, Linda (2013): Interview. Schulman, S. (interviewer). 10 March. <<https://actuporalhistory.org/numerical-interviews/155-linda-meredith>> (accessed 26 March 2022).
- Murphy, Tim (2019): A New Book Honors the Straight Women Who Fought Alongside Queers Against AIDS. In: *The Body*. 26 April. <<https://www.the-body.com/article/new-book-on-straight-women-who-fought-against-aids>> (accessed 12 April 2021).
- Noe, Victoria (2019): *Fag Hags, Divas and Moms: The Legacy of Straight Women in the AIDS Community*. Hachette: King Company Publishing.
- Pastore, Judith Laurence (ed.) (1993): *Confronting AIDS Through Literature. The Responsibilities of Representation*. Urbana: University of Illinois Press.
- Patton, Cindy (1985): Heterosexual AIDS Panic. A Queer Paradigm. In: *Gay Community News*, 12, 29, pp. 3-6.
- Poapst, Jackie A. (2015): *From the Closet to St. Patrick's Cathedral. Acts of Rage and Opacity within Queer Social Movements*. Thesis. Fairfax: George Mason University/Department of Communication.
- Robbins, Josh (2019): Remembering on World AIDS Day. Two Important People You Should Know for #WorldAIDS-Day. <<https://imstilljosh.com/watch-two-important-people-you-should-know-for-worldaidsday/>> (accessed 12 April 2021).
- Rudd, Andrea/Taylor Darien (eds.) (1992): *Positive Women. Voices of Women Living with AIDS*. Toronto: Sumach Press.
- Schulman, Sarah (2013): *The Gentrification of the Mind. Witness to a Lost Imagination*. Berkeley: California University Press. <https://doi.org/10.1525/9780520952331>.
- Schulman, Sarah (2021): *Let the Record Show: a Political History of ACT UP*

- New York, 1987-1993. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (2003): *Touching Feeling*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822384786-005>.
- Shilts, Randy (1985): N.Y.'s Gamble on Hookers Carrying AIDS. In: *San Francisco Chronicle*, 18 February, p. 1.
- Shotwell, Alexis (2014): 'Women Don't Get AIDS, They Just Die From It': Memory, Classification, and the Campaign to Change the Definition of AIDS. In: *Hypatia* 29, 2, pp. 509-525. <https://doi.org/10.1111/hypa.12081>.
- Simmons, Jeff (2019): This Is How Straight Women Became Heroes of the AIDS Crisis. <<https://metrosource.com/fag-hags-book-straight-women-aids/>> (accessed 3 May 2020).
- Sontag, Susan (1996): *Illness as Metaphor and AIDS and Its Metaphors*. New York: Doubleday.
- Stoller, Nancy E. (1998): *Lessons from the Damned. Queers, Whores, and Junkies Respond to AIDS*. United Kingdom: Psychology Press.
- Tangherlini, Timothy R. (1990): "It Happened Not Too Far from Here...". A Survey of Legend Theory and Characterization. In: *Western Folklore*, 24, 4, pp. 371-390. <https://doi.org/10.2307/1499751>.
- Treichler, Paula A. (1999): *How to Have Theory in an Epidemic. Cultural Chronicles of AIDS*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822396963>.
- Vazquez-Pacheco, Robert (2002): Interview. Schulman, S. (interviewer). 14 December. <<https://actuporalhistory.org/numerical-interviews/002-robert-vazquez-pacheco>> (accessed 26 March 2022).
- Watkins-Hayes, Celeste (2019): *Remaking a Life. How Women Living with HIV/AIDS Confront Inequality*. Oakland: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/9780520968738>.
- Wolfe, Maxine (2004): Interview. Hubbard, J. (interviewer). 19 February. <<https://actuporalhistory.org/numerical-interviews/043-maxine-wolfe>> (accessed 26 March 2022).
- Wolff, Craig (1991): AIDS Fighter's Spirit Is Recalled. In: *New York Times*, May 17, p. B.3.

Björn Klein/Felix Krämer

Transsektionalität als Fluchtlinie der Historiographie – James Weldon Johnsons „Autobiography of an Ex-Colored Man“

Zusammenfassung: Der transsektionale Ansatz ergänzt das Konzept der Intersektionalität um eine historiographische Perspektive. Der Ausgangspunkt von Transsektionalität ist, dass es vielfältige historische Relationalitäten von Diskursen und Einschreibepraktiken gibt, deren Bewegungen sich in ihrer körperpolitischen Bedeutung verfolgen lassen. Das zeigt der Artikel exemplarisch anhand der 1912 anonym veröffentlichten fiktionalen „Autobiography of an Ex-Colored Man“ vom Schriftsteller, Musiker und Bürgerrechtsaktivisten James Weldon Johnson (1871-1938). Darin bewegt er sich in Räumen, die zwischen den Grenzen des rassistischen Segregationsregimes liegen, zwischen Privilegien des Weißseins und *transgender yearnings* (Snorton 2012). Über die Quelle lassen sich transsektionale Fluchtlinien nachvollziehen, die sich aus der Intersektion von race, class und gender ergeben, sich aber unter Bezugnahme auf das Konzept des *tracing* (Mommertz 2015) historisch zwischen den Zeilen lesen lassen. In Johnsons *Autobiography* spiegelt sich nicht nur das Zeitraumregime der Segregation, sondern eine Körpergeschichte, die dieses Raumregime durchschreitet und es dabei wiederum transformiert.

Schlagwörter: Körper; Raum; Intersektionalität; Transsektionalität; Segregation.

Transsectionality as a line of flight in historiography – James Weldon Johnson's "Autobiography of an Ex-Colored Man"

Abstract: The transsectionality approach adds a historiographical perspective to the concept of intersectionality. The analytic framework of transsectionality takes as its starting point the concept of multiple historical relationalities of discourses and practices; by tracing their body-historical significance. From this view we examine the fictional "Autobiography of an Ex-Colored Man" by writer, musician, and civil rights activist James Weldon Johnson (1871-1938), published anonymously in 1912 wherein the protagonist moves around in spaces within the boundaries of the racist segregation regime, expressive of his longings for the privileges of whiteness and *transgender yearnings* (Snorton 2012). In what is effectively a personal testimony, transsectional lines of flight can thus be traced at the intersection of race, class, and gender, which can also be read historically 'between the lines' with reference to the concept of tracing (Mommertz 2015). Johnson's autobiography is recognized as a historical source that reflects not only the temporal-spatial regime of segregation but works as a body history that traverses and transgresses this spatial regime, transforming it in the process.

Keywords: body; space; intersectionality; transsectionality; segregation.

I was accustomed to hear remarks about my beauty; but now, for the first time, I became conscious of it and recognized it. I noticed the ivory whiteness of my skin, the beauty of my mouth, the size and liquid darkness of my eyes, and how the long, black lashes that fringed and shaded them produced an effect that was strangely fascinating even to me. I noticed the softness and glossiness of my dark hair that fell in waves over my temples, making my forehead appear whiter than it really was. (Autobiography: 2)

Zum ersten Mal betrachtet sich der Junge in der fiktiven „Autobiography of an Ex-Colored Man“ von 1912 in seinem Zimmer als nicht-weiß im Spiegel. Bis dahin war er in Georgia bei seiner alleinerziehenden Mutter aufgewachsen, hatte im Wohlstand gelebt, in der Schule und hauptsächlich mit weißen Kindern verkehrt. Eines Tages kam der Direktor in seine Klasse, sprach mit der Lehrerin und forderte die weißen Kinder zum Aufstehen auf: – „You sit down for the present, and rise with the others“ hatte die Lehrerin zu ihm gesagt, woraufhin er nachfolgend von den Mitschülern schikaniert wurde und verstört zurückblieb.¹ Nun ließe sich die Lage des Jungen und seiner Mutter als intersektionales Verhältnis interpretieren, in dem eine Schwarze Frau ein uneheliches Kind mit einem weißen Geschäftsmann hat. Neben der ökonomischen Lage der Mutter, wird der Junge spätestens an jenem Schultag in die rassistische Raumordnung der Südstaaten gepfercht.

Doch hier ist der Text nicht zu Ende und die geschichtliche Bewegung beginnt erst. Denn die affektive Entwurzelung, die dem Jungen in diesem frühen Moment der Erzählung innerhalb des rassistischen Raumkörperregimes widerfährt, versetzt ihn in Bewegung. Es werden in der fiktiven Autobiographie nachfolgend historische, assoziative und leibliche Zwischenräume und transgressive Grenzüberschreitungen ausbuchstabiert, wie sie sonst vielleicht nur in den historischen Sensationsgeschichten in Zeitungsartikeln zum Phänomen des Passing zu beobachten sind (Klein/Krämer 2022). Und so enthalten Körpererfahrungen und Geschichten, wie diese von James Weldon Johnson (1871 - 1938) niedergeschriebene, immer mehr als das Überschreiten einer Kreuzung von zwei Unterdrückungsachsen (Latour 2005; Stryker 2008; AG Queer Studies 2009; Gottschalk/Kersten/Krämer 2018). Diese Ansätze eint, dass eine vorläufige Verunklarung vermeintlich bekannter Muster ihr Ausgangspunkt ist. Die Kritik der Intersektionalität am Zusammenwirken der Kategorien *race*, *class* und *gender* wird aufgenommen und in Verbindung gebracht mit einem Blick in die Geschichte systematischen *Passings* und Begehrensformationen, die sich selbst erfinden und dabei zur Norm von einem noch unbestimmten Morgen werden könnten. Wir ergänzen die im Intersektionalitätskonzept angelegte politische Kritik an Mehrfachunterdrückung um das Konzept der Transsektionalität, weil darüber historische und grenzüberschreitende Bewegungen zu verfolgen sind. Nun gibt es sehr unterschiedliche Anwendungen von Intersektionalität innerhalb der Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften und innerhalb verschiedener disziplinärer Zusammenhänge (Walgenbach et al. 2007; Kallenberg et al. 2013). Transsektionalität ist aber auch explizit als transdisziplinärer Blickwinkel angelegt. Ziel des Ansatzes ist eine Historisierung der Momente, in denen

Menschen das Dazwischen und das Darüber hinaus belebten und erlebten (Klein/Krämer 2018).

1. Segregation über/schreiben

Gegen Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts waren die meisten Darstellungen von Schwarzen US-Amerikaner:innen mit pastoralen Motiven aus den Südstaaten verbunden. Schwarze Identität wurde als eine regressive Identität in einigen populären Charakterdarstellungen innerhalb der künstlerisch und finanziell immer wichtiger werdenden kulturindustriellen Kunstszene, wie dem Vaudeville-Theater, aber auch dem Film verfestigt. Pastorale Motive bedeutet für Thomas L. Morgan, dass weiße Schriftsteller:innen, wie Joel Chandler Harris und Thomas Nelson Page, Schwarze Personen in ihren Romanen, ausgehend von einer idealisierten (weißen) Vergangenheit, als abhängige und unterwürfige Charaktere, als sorglos oder mürrisch und gefährlich (manchmal auch in einer Kombination von beidem) imaginierten (Morgan 2004: 213). Verbunden sind diese literarischen Motive mit einer spezifischen Lokalisierung Schwarzer Personen im ruralen Süden der USA. An jedem anderen Ort in der Literatur erscheinen sie deplatziert, überfordert von der Komplexität des alltäglichen Lebens und daher abhängig von einem *Master*, einer weißen Suprematie bedingungslos unterworfen. Jenseits der literarischen Figuren, wie zum Beispiel „Uncle Remus“ von Harris (1911 [1880]), oder Sam in der Kurzgeschichte „Marse Chan“ von Page (1887), die sicherlich eine eigene körperhistorische Analyse wert wären, möchten wir uns hier für einen Moment auf die wirkmächtigste dieser weißen Imaginationen konzentrieren, bevor wir zur Kontextualisierung von Johnsons *Autobiography* kommen.

Die Figur Jim Crow wurde zur Metonymie des rassistischen Rechtsraumregimes. Sie steht stellvertretend für die Markierung Schwarzer Körper und Identität in den USA. Jim Crow war in den frühen 1830er Jahren zunächst eine Minstrel-Figur, die vor allem vom weißen Schauspieler Thomas Rice in *Blackface* popularisiert wurde und in der Schwarze Körper in mehrfacher Hinsicht durch weiße Männer diskreditiert, lächerlich und gleichzeitig jenseits der Arbeit auf den Plantagen profitabel gemacht wurden. Für die rassifizierte Darstellung adaptierte Rice eine unter versklavten Menschen populäre Trickster-Figur gleichen Namens, die im traditionellen Lied der Versklavten „Jump Jim Crow“ besungen wurde. Jim Crow war in den von Rice geprägten Darstellungen ein geflüchteter, ungehobelter und gefährlicher Sklave, der jederzeit in die ‚weiße Sphäre‘ eindringen konnte – er war ein beharrlich Reisender, der in den Auftritten von Rice in eleganten Zügen, Straßenbahnwagen und auf Dampfschiffen auftaucht. Rice beobachtete laut einer Quelle in Louisville, Kentucky vom Hintereingang des Theaters aus den entlaufenen Sklaven Jim Crow:

He was very much deformed, the right shoulder being drawn high up, the left leg stiff and crooked at the knee, giving him a painful, but at the same time, laugh-

able limp. He used to croon a queer old tune with words of his own, and at the end of each verse would give a little jump, and when he came down he set his 'heel a-rockin'. He called it 'jumping Jim Crow'. [...] Rice watched him closely, and saw that here was a character unknown to the stage. (C.L., New York Times 1881)

Die durch Körperbeobachtungen und Zuschreibungen vom weißen US-Amerikaner Rice erfundene Figur Jim Crow, popularisierte nachfolgend das Bild des Grenzen überschreitenden Schwarzen Eindringlings und materialisierte sich in Form der *Jim Crow Laws* in Segregation und rassistischer Raumpolitik in den Südstaaten nach dem amerikanischen Bürgerkrieg (Kelley 2007: 347). Die mit der Figur verbundene Körperzuschreibung im sozialen Raum verweist nicht nur auf das asymmetrische Bürgerrechtssystem der USA, welches auch nach der Erlangung des Wahlrechts für Schwarze Männer weiterhin bestand, sondern auch auf ein rassistisches Strafsystem, in dem sich Diskriminierung und Verwehrung von Freiheitsrechten bis in die Gegenwart in den USA perpetuieren (Alexander 2010; Wamsley 2019). Andererseits sind diese sozial- und kulturhistorisch in den letzten Jahrzehnten immer stärker erforschten intersektionalen Ungleichheiten in den USA aus körperhistorisch-transsektionaler Sicht noch weitestgehend unerforschtes Terrain. Das liegt daran, dass bestimmte Bewegungsräume in der Feststellung von Mehrfachunterdrückung im Schatten bleiben.

In der *Reconstruction* wurde nach dem Ende des Bürgerkrieges in den Südstaaten eine Gesellschaftsordnung re-installiert, die Schwarze und Weiße in mannigfaltigen gewaltsamen Raumkörperpraktiken voneinander abgrenzte und die politische, kulturelle wie ökonomische Ermächtigung der ehemaligen versklavten Menschen verhinderte. Schulen, Verkehrsmittel, Parks, Trinkbrunnen, Toiletten und die Armee wurden segregiert. Die wesentliche Grundlage für die rassistische Einteilung in Schwarz und Weiß war die *one-drop-rule*, die sich mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert immer mehr als hegemoniale Regel durchsetzte (Krämer/Mackert 2009: 66f.). Die obsessive Raumpolitik der *Color-Line* wurde an rassifizierten Stammbäumen, Blutmischungsverhältnissen und ähnliche Praktiken gekoppelt und in den Rechtsordnungen der einzelnen Staaten verankert, um die Fiktion der ‚*white purity*‘ in einer rassistischen Realität zu verstetigen (Martschukat 2007). Auch wenn die Geschichte der Verbote und Verurteilungen von Ehen und Beziehungen zwischen *African Americans* bis zu den *Virginia Slavery Codes* ins 17. Jahrhundert zurückreicht, waren *Anti-Miscegenation-Laws* vom Ende des Bürgerkrieges bereits Teil einer neuen rechtlichen Körperpolitik der Segregation, die historisch auf die Postsklavereigesellschaft gerichtet war (Hodes 1997). Sexuelle und verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen in allen Süd- und einigen Nordstaaten sollten über sie reguliert und sanktioniert werden (Davis 2002: 43). Das Dispositiv der *whiteness* wurde zum Exklusionsscharnier und Triebfeder der rassistischen Gesetzgebung und vor allem Beziehungen zwischen Schwarzen Männern und weißen Frauen wurden geächtet, *African Americans* gelyncht und ermordet (Martschukat 2007: 262; Pfeifer 2014). Die Figur des Schwarzen Man-

nes wurde als ultimative Gefährdung der weißen Frau in Stellung gebracht, als unkontrollierbare Gefahr für *whiteness* (bell hooks 1996: 88). In der Regulierung Schwarzer Männlichkeit verbanden sich die Dispositivstrukturen Sexualität, *whiteness* und Sicherheit. Dass Gewaltakte und Lynchmorde nicht außerhalb, sondern innerhalb dieses Systems zu verorten sind, ist bis in die Gegenwart zu verfolgen (Dray 2002; Pfeifer 2014). Die Ökonomie dieser Raumpolitik reicht zudem bis in gegenwärtige Eigentums- und Schuldverhältnisse (Krämer 2016). Rechtlich abgesichert wurde die Raumkörperpolitik der Segregation durch das Supreme Court Urteil in *Plessy vs. Ferguson* von 1896, das die *one-drop-rule* als verfassungskonform fest schrieb (Krämer/Mackert 2009).

Innerhalb dieses historisch beschreibbaren, normativen Raumkörperregimes wurde gelebt aber auch geschrieben. Autor:innen beschrieben dieses Raumkörperregime in Romanen, zugleich schrieben Menschen sich ein, überschrieben die normativ gesetzten Raumgrenzen der fortschreitenden Segregation aber auch. So erklärt Thomas L. Morgan in dem gleichnamigen Artikel *Urban Blackness* diese Praktik des Schreibens als Alternative zu den gegen Ende des 19. Jahrhunderts existierenden Repräsentationen Schwarzer Personen in Romanen und Kurzgeschichten. Johnson, so Morgan, macht die Stadt zu einem zentralen Fluchtpunkt einer neuen Erzählstrategie in der amerikanischen Literatur (Morgan 2004). Der einflussreiche Essay *Lost in a Quest*, zu James Weldon Johnsons „The Autobiography of an Ex-Colored Man“, von Robert Stepto hingegen, analysiert, dass der namenlose Ich-Erzähler – der *Ex-Colored Man* – nicht in der Lage sei, seine eigene Vergangenheit in Einklang mit der „Afro-American narrative history“ zu bringen (1991 [1979]: 97). Morgan sieht hierin eine bewusste und entscheidende Strategie Johnsons, da die Ignoranz des *Ex-Colored Man* der eigenen Vergangenheit gegenüber in Analogie zur Unfähigkeit des Umgangs mit der eigenen Vergangenheit von weißen Menschen stehe (Morgan 2004: 229). Johnson webt diese narrative Strategie erfolgreich in die zeitgenössische Positionierung Schwarzer Menschen um 1900 in den USA ein, indem die Stadt New York zum Fluchtpunkt, die Autobiographie fiktionalisiert und nicht zuletzt die Logik und Minstrel-Tradition des *Blackfacings* invertiert wird, indem die Hauptfigur eine *white-face performance* betreibt. Jenseits dieser literaturwissenschaftlichen Analyse kann die transsektionale und geschichtswissenschaftliche Perspektive aber noch weitere Ergebnisse liefern, wenn wir der Flucht in den städtischen Raum, genauer den Körpern und Körperpraktiken – auch jenseits des Romanortes – Aufmerksamkeit widmen. Hierzu müssen wir uns noch näher an die fiktionale Autobiographie heran begeben, um so die Effekte für die realen Orte und Körper in ihrer transsektionalen Verschränkung historisch zu erfassen.

2. Selbst ein/schreiben

Johnson arbeitete unter anderem als Autor, Lehrer, Diplomat, Journalist, Komponist, Anwalt und Geschäftsführer der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) – später als Professor für kreatives

Schreiben an der Fisk Universität in Nashville, Tennessee. Nach einem Juraexamen zog er 1897 nach New York, um dort mit seinem Bruder James Rosamond Johnson Texte für Opern zu schreiben. Enttäuscht von den Möglichkeiten, die stereotypischen Darstellungen von Schwarzen Personen in der Musik- und Populärkultur zu verändern (Levy 1968), wandte Johnson sich dem kreativen Schreiben zu und besuchte Literaturseminare an der Columbia Universität. Dort entwarf er die ersten Skizzen für „The Autobiography of an Ex-Colored Man“. An diesem Buch schrieb er während seiner Zeit als Konsul für die USA, erst in Venezuela, dann in Nicaragua bis 1911. Veröffentlicht wurde der Band anonym 1912 im kleinen Bostoner Verlag Sherman, French & Company.

Die *Autobiography* funktioniert literarisch auf den ersten Blick wie ein Bildungsroman. Der namenlose Protagonist – der *Ex-Colored Man* – kommt in Georgia, wenige Jahre nach dem US-amerikanischen Bürgerkrieg, als uneheliches Kind eines weißen Kaufmanns aus den Südstaaten und einer Schwarzen Frau zur Welt. In diesem Elternhaus wird dem Protagonisten ein finanziell sorgenloses Aufwachsen ermöglicht, was dazu führt, dass er glaubt, weiß und reich zu sein. Seine Welt gerät ins Wanken, als er in der Schule von der Lehrerin als Schwarz markiert wird und zerbricht dann letztlich als seine Mutter stirbt. Es beginnt seine turbulente Reise, die ihn durch mehrere Orte an der süd-östlichen Küste der USA bis nach Europa und wieder zurück in die USA führt. Sein uneindeutiges Erscheinungsbild ermöglicht es ihm, als Schwarze und als weiße Person identifiziert zu werden, was dazu führt, dass er unter Schwarzen Studierenden in Atlanta verkehren, sich unter kubanische Geflüchtete in Jacksonville mischen, und ebenso unter Menschen aller möglichen kulturellen und rassifizierten Backgrounds in New York sein kann. Der Protagonist besitzt musikalisches Talent und erlangt Bekanntheit als Ragtime Musiker. Er wird schließlich von einem weißen Millionär protegiert, der dem Erzähler unter anderem Reisen nach Europa finanziert, wo dieser auf Partys in London, Berlin und Paris auftritt, die sein weißer Mäzen organisiert. Der *Ex-Colored Man* gewinnt Reputation dafür klassische Stücke in den Sound und Rhythmus der Ragtime Musik umzuschreiben. Als er jedoch einem deutschen Pianisten begegnet, der wiederum seine vorgetragenen Ragtime Stücke in klassische Musik und zahlreiche andere Musikstile ad hoc umsetzt, übernimmt der *Ex-Colored Man*, angespornt von dessen Finesse, dessen Technik der Adaptionen und reist in die USA zurück, und präsentiert sich dort – auch aufgrund dieser Erfahrungen – als Archivar und Interpret Schwarzer Folkmusik. Er bereist den US-amerikanischen Süden, um Schwarze Spirituals zu sammeln: „All this while I was gathering material for work, jotting down in my note-book themes and melodies, and trying to catch the spirit of the Negro in his relatively primitive state“ (Autobiography 1912:169). Die Tätigkeit des Materialsammelns, um in Schwarzen Communities den *spirit of the Negro* einzufangen, erinnert nicht ohne Grund an die Praktiken der bekannten weißen Minstrel-Performer des 19. Jahrhunderts in den USA. Es ist dieselbe narrative Strategie, die Morgan in *Urban Blackness* beschreibt. So lautet es weiter in den Worten des *Ex-Colored Man*: „I began to feel the necessity of hurrying so that I might get back to some city like Nashville to begin my compositions“ (Autobiography 1912: 170) – die Stadt wird hier als Fluchtpunkt be-

schrieben, der aus dem ruralen Umfeld herausführt. Der pastorale Moment wird dadurch gebrochen, dass die Lesenden von der Herkunft des *Ex-Colored Man* erfahren. Johnson präsentiert in *Autobiography* die Stadt als einen Ort, an dem Schwarze Personen das gesammelte Material in Kompositionen umsetzen können. An dieser Stelle ist es Nashville, Tennessee, an anderer, früherer Stelle ist es ein Club mit einer *high-class* Schwarzen Klientel in New York (*Autobiography* 1912: 76f.). Entgegen weit verbreiteter negativer Stereotypisierungen und Stigmatisierungen von Schwarzen Personen in der Literatur setzt Johnson Markierungen, in seinem als Autobiographie getarnten Roman, die er mit kulturellen Codierungen von *whiteness* kollidieren lässt. Der Ex-Colored Man als moderner Antiheld, die selbstbewusste Passing-Geschichte, die Reise nach Europa, sowie die vom Ex-Colored Man vorgenommene rationalisierende, anstatt moralisierende Form des Umgangs mit den alltäglichen und strukturellen Rassifizierungen, all das ist neu und erzeugt ein Spannungsverhältnis (Goldsby 2015: XXXI). Während aber bei Morgan die Stadt als Fluchtpunkt der Analyse gesetzt wird, ist in der transsektionalen Sicht die Bewegung von zentraler Bedeutung, die die Stadt in den fiktionalen und realen Geschichten Schwarzer Personen in den USA erst zur Fluchtlinie machen konnte.

Es ist nicht allein der Fluchtpunkt Stadt, der sich in Johnsons *Autobiography* von den Slave Narratives unterscheidet, sondern die Umgestaltung wichtiger narrativer Themen wie (schulische) Bildung und *Self-made* Männlichkeit.² Autor:innen wie Frederick Douglass, Solomon Northrup, William Wells Brown und Henry Bibb konstatierten in ihrem Werk immer wieder, sich in die Freiheit schreiben zu wollen. Johnson hingegen erfand in *Autobiography* keinen die Freiheit anstrebenden Protagonisten, sondern eine in seiner Widersprüchlichkeit zwischen Selbst- und Fremdzuschreibung stehende Person, die sich weder einem männlichen Ideal noch einer simplen rassifizierten Logik zurechnen ließ. Es gab zur Veröffentlichung der Erstausgabe um 1912 keine erkennbare Autor:in. Leser:innen und Rezensent:innen mussten sich von Anfang an die Frage stellen, ob sie es mit einem authentischen Dokument zu tun hatten. Dies war von Johnson intendiert, um so dem „Dilemma of the Negro Author“, wie er es in einem Artikel für den *American Mercury* 1928 bezeichnete, zu entgehen (Johnson 1928). Ohne klar zuordenbare Autor:in mussten die Lesenden zugleich mehrere Betrachtungs- und Identifizierungsweisen mit dem Protagonisten einnehmen. Hierdurch wollte Johnson den besonderen Schwierigkeiten Rechnung tragen, denen Schwarze Literaturschaffende ausgesetzt waren, eine davon die „double audience“ von Schwarzen und weißen Personen für die sie zwangsläufig schrieben (Johnson 1928: 477). Die Konvention von weißen und Schwarzen Lesenden unterschieden sich diametral voneinander, auch wenn sie, wie Johnson festhielt, in Bewegung waren: „The conventions held by white America regarding the Negro will be changed. Actually they are being changed, but they have not yet sufficiently changed to lessen to any great extent the dilemma of the negro author“ (Johnson 1928: 479). Johnsons *Autobiography* war demnach weniger davon bestimmt, sich selbst oder andere „in die Freiheit“ zu schreiben, sondern davon, für die (Un-)möglichkeiten der Identitätsaneignungen Schwarzer Personen ein Narrativ zu schaffen. Während W.E.B. Du Bois in „The Souls of

Black Folk“ in poetisch-soziologischer Sprache ein *double consciousness* beschrieb (1989 [1903]: 3), also die Idee, dass Schwarze Personen sich – ob sie wollen oder nicht – immer durch die Augen weißer Personen mitdenken müssen, lenkt Johnson den Blick heraus aus den Körpern und Köpfen Schwarzer Menschen auf diejenigen, die auf Schwarze Menschen schauen: die weiße Mehrheitsgesellschaft. Johnson schreibt dementsprechend von einer *double audience*, die er als Schwarzer Romanautor mitdenkt.

Durch Verwendung des Stilmittels der Anonymität der Autor:in, sowie eines Ich-Erzählers der als *Ex-Colored Man* auftritt, wird Fiktionalität und Authentizität des Werks zur brennenden Frage und die Hinwendung der Lesenden, die Mit- und/oder Disidentifikation mit dem Protagonisten konstant und dringlich in Frage gestellt. Der Text forcierte die Möglichkeit mehrerer Identitäten und damit transsektionaler Übergänge und schuf so gleichzeitig eine neue Schwarze Identität, zu einer Zeit – um das noch einmal hervorzuheben – als die *Jim Crow*-Gesetzgebung in den USA Räume stratifizieren und Körperbewegungen rassistisch einschränken sollte. Johnson greift diese körperlichen Begrenzungen auf, indem er die Freiheitsstatue, das Symbol für Freiheit und Staatsangehörigkeit, durch die Augen des Protagonisten beschreibt und so die geschlechtlichen und rassifizierten Verkörperungen nationaler Identität herausarbeitet:

New York City is the most fatally fascinating thing in America. She sits like a great white witch at the gate of the country, showing her alluring white face, and hiding her crooked hands and feet under the folds of her wide garments, - constantly enticing thousands from far within, and tempting those who come from across the seas to go no farther. And all these become the victims of her caprice. Some she at once crushes beneath her cruel feet; others she condemns to a fate like that of galley slaves; a few she favors and fondles; riding them high on the bubbles of fortune; then with a sudden breath she blows the bubbles out and laughs mockingly as she watches them fall. (Autobiography 1912: 86)

Hier wird der Mythos der Freiheitsstatue, die für die symbolische Repräsentation von Freiheit und Demokratie in den USA stehen soll, ersetzt mit dem Bild einer verführerischen weißen Hexe, die entscheidet, wer an Land gelassen und wer Opfer ihrer Willkür und unter ihren gefühllosen Füßen zerquetscht wird (Goldsby 2015: xxix). Diese Überschreitung der repräsentativen Grenzen Schwarzer Identität in der Literatur, ist zwar zunächst nur eine Momentaufnahme, verschiebt und verändert aber ein ganzes Bedeutungsgefüge entlang mehrerer Differenzkategorien. Der rassifizierende Blick auf Schwarze Personen wird einerseits durch die Uneindeutigkeit des Protagonisten und seines doppelten Blicks auf die vermeintlich freiheitliche Welt (weiß/Schwarz) in Form der Freiheitsstatue entzogen und andererseits auf die in Stein gegossene weiße Erinnerungskultur projiziert. Johnson zeigt in dieser eindringlichen Beschreibung wie Schwarze Menschen lernen, sich durch die Augen der Weißen Mehrheitsgesellschaft zu (dis-)identifizieren.

Disidentifikation ist ein Begriff, mit dem José Esteban Muñoz die Kämpfe von *queers of color* um Selbstwerdung in einer mehrheitlich feindlichen Umge-

bung analysiert hat (Muñoz 1999). Der Begriff greift das DuBois'sche Diktum des doppelten Bewusstseins auf und macht es für die Gegenwart nutzbar, indem die Auseinandersetzungen um Identität zwischen sozial-konstruktivistischen und essentialistischen Erklärungen als nicht mehr zielführend veranschlagt werden. Entsprechend findet die transsektionale Suche nach seinem Selbst die historische Figur dagegen zwischen unterschiedlichen identitären Fremd- und Selbstzuschreibungen. Sie muss sich ständig und wechselnd abgleichen mit den sozialkodierte(n) Subjektpositionen und Rollenerwartungen, die in einem bestimmten historischen Zeitraum vorhanden sind. Muñoz arbeitet mit einer *identities-in-difference* Figuration, die er – wie es auch viele intersektional arbeitende Forschende tun – an die Überlegungen von Chicana und anderen Women of Color-Theoretiker:innen der 1980er Jahre zurückbindet (Moraga/Anzaldúa 1986 [1981]).³ So werden hybride Transformationen erkennbar, die durch die horizontale Koexistenz von einer Vielzahl an symbolischen Systemen geprägt sind, die nicht in binären Mustern – wie zum Beispiel Mann und Frau, weiß und Schwarz, arm und reich aufgehen, aber oftmals in solch vereinfachter Binarität verstanden und beschrieben werden.

3. Transsektional lesen

Die Fluchtlinie hin zur Analyse körperlicher Materialität und Räumlichkeit im Text von Johnson zu verfolgen, dient als entscheidende methodische Überlegung einer transsektionalen Arbeitsweise. Richten wir das Augenmerk nicht mehr auf die Intersektionen allein, auf kategoriale Mehrfachunterdrückungen zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt, sondern öffnen den Blick für die Beschreibungen von Begehren und Körperlichkeit – also dem werdenden und praktizierenden Körper – und sei es in einer fiktionalen *Autobiography*, gewinnen wir einen anders zu gewichtenden Untersuchungsgegenstand. Identifikationen sind in diesem Falle keine festgeschriebenen Kategorien, die gegeneinander oder miteinander in ein Verhältnis gesetzt werden, sondern sie werden zu schematischen, temporär-räumlichen Positionen, sie neigen zur produktiven Verschiebung der Selbst- und Fremdzuschreibungen. *Ex-Colored* bedeutet im Roman, die Entscheidung des Protagonisten, sich als weißer Mann präsentieren zu können, also zu *passen* (Hobbs 2014). „Ex“ zu sein, bedeutet laut Snorton aber auch, „to understand the experience of being without legible, stable, and coherent racial and gender identities“ (Snorton 2011: 108). Es gibt einige literaturwissenschaftliche Analysen zur *Autobiography*, die mit unterschiedlichen Argumenten die narrativen Elemente mit dem Zeitgeschehen um 1900 überzeugend kontextualisieren (Russell 2006; Summer 2004; Morrissette 2017).⁴ Snortons Ansatz verweist aber nicht auf eine Verbindung zwischen Narration und Gesellschaft, sondern auf Verkörperungen, Begehren, Affekte, Emotionen und alltägliche Körperpraktiken, die für transsektionales Verfolgen der Selbsteinschreibungen notwendig sind. Das Hauptargument in seiner Lesart von Johnsons *Autobiography* ist, dass der Ex-Colored Man sich nicht nur nach *whiteness*, sondern auch nach Weiblichkeit sehnt. Die entsprechenden Textpassagen in

Autobiography sind strukturell demnach den Logiken der *white supremacy* und Heteronormativität anhängig, woraus sich für unsere Analyse folgende Fragen stellen lassen: Wie werden Selbst- oder Fremdbeschreibungen vorgenommen, welche historischen Geschlechterkonventionen, welche rassifizierten Positionen, welche ökonomischen Zugehörigkeiten werden entworfen, verworfen oder angeeignet und in welcher Form werden diese körperlich ausgedrückt? Diese transektionalen Fragen lassen sich an Romane, genauso wie an alle anderen historischen Quellen stellen, wie wir an anderer Stelle ausführlich zeigen (Klein /Krämer 2022).

Die entscheidende Frage nach Körper und Leben zwischen den Grenzen wird im Roman durch die Geschichte eines Lynchmords beschrieben. Der Wunsch des Protagonisten, Archivar und Interpret Schwarzer Folkmusik zu werden, wird durch den *turning point* verhindert, durch ein Ereignis in Georgia, in dem das Scheitern der Wiederaneignung der eigenen Schwarzen Geschichte exemplarisch mit den politischen Zuständen in den USA um 1900 kollidiert. Der Protagonist, der *Ex-Colored Man*, wird Zeuge eines Lynchmords an einem Schwarzen Mann.

His hands were tied behind him, and ropes around his body were fastened to the saddle horns of his double guard. The men who at midnight had been stern and silent were now emitting that terror instilling sound known as the ‚rebel yell‘. A space was quickly cleared in the crowd, and a rope placed about his neck; when from somewhere came the suggestion, ‚Burn him!‘ it ran like an electric current. Have you ever witnessed the transformation of human beings into savage beasts? Nothing can be more terrible. A railroad tie was sunk into the ground, the rope was removed and a chain brought and securely coiled around the victim and the stake. There he stood, a man only in form and stature, every sign of degeneracy stamped upon his countenance. His eyes were dull and vacant, indicating not a single ray of thought. Evidently the realization of his fearful fate had robbed him of whatever reasoning power he had ever possessed. He was too stunned and stupefied even to tremble. Fuel was brought from everywhere, oil, the torch; the flames crouched for an instant as though to gather strength, then leaped up as high as their victim’s head. He squirmed, he writhed, strained at his chains, then gave out cries and groans that I shall always hear. The cries and groans were choked off by the fire and smoke; but his eyes bulging from their sockets, rolled from side to side, appealing in vain for help. [...] I was fixed to the spot where I stood, powerless to take my eyes from what I did not want to see. (Autobiography 1912: 183f.)

Das *Lynching* ist der Grund, aus dem der *Ex-Colored Man* sich nachfolgend dazu veranlasst sieht, „neither [to] disclaim the black race nor claim the white race; but [to] change my name, raise a moustache, and let the world take me for what it would“ (Autobiography 1912: 187). Der Protagonist zieht sich zurück, folgt dem Beispiel seines Vaters und wird ein Immobilienkaufmann in New York. Durch seinen Reichtum und seine allseits angenommene Persona als weißer Mann, rückt er in prominente Zirkel New Yorks auf, wo er eine weiße Frau

kennenlernt. Als diese erfährt, dass er nicht – in der rassifizierten Logik der *one-drop-rule* – weiß ist, trennt sie sich zuerst von ihm, um ihn dann in einem letzten erzählerischen Twist dann aber noch zu heiraten. Die ebenfalls namenlose Ehefrau stirbt bei der Geburt des zweiten Kindes, wodurch der Protagonist am Ende zu einem „ordinarily white man who has made little money“ wird, zu jemanden, der sich zu einem um sich selbst, seine Talente und Möglichkeiten trauernden Erzähler wandelt:

[...] when I sometimes open a little box in which I still keep my fast yellowing manuscripts, the only tangible remnants of a vanished dream, a dead ambition a sacrificed talent, I cannot repress the thought that, after all, I have chosen the lesser part, that I have sold my birthright for a mess of pottage. (Autobiography 1912: 207)

Dieses Ende der fiktionalisierten *Autobiography* korrespondiert mit einem Gefühl des Protagonisten zu Beginn seiner Reise, einem „vague feeling of unsatisfaction, of regret, of almost remorse, from which I am seeking relief, and of which I shall speak in the last paragraph“ (Autobiography 1912: 1). Diese Beschreibung zerlegt die Handlungs- und Raumstruktur des Protagonisten und anstatt von sinnstiftenden Momenten, wie sie in den eher pädagogisch gerahmten *Slave Narratives* zu finden waren, wird hier das Bruchstückhafte und Fragmentarische betont, das Schwarzen Identitätskonstruktionen notwendiger- und produktiverweise zukam. In dieser Lesart werden die Körperpraktiken, Emotionen und Affekte in die Analyse mit einbezogen. Der Blick auf Transsektionalität offenbart nicht nur die körperliche Fragmentiertheit und emotionale Affektivität der Figur des *Ex-Colored Man* im Roman, sondern bezieht sich auf Schwarze Identitätsbildung jenseits des Romans.

4. Tracing transectionality

Gender sei als ein Tracer durch die Geschichte(n) zu verfolgen, erklärt Monika Mommertz überzeugend in einem L'Homme Artikel (2015: 79-97). Denn selbst in Joan Scotts (1986) differenzierter Anlage der historischen Analysekatégorie als relational war nicht genug Luft zwischen Repräsentationen, normativen Konzepten, Institutionen und Identitäten. Nicht genug Spielraum für das Historische, für die Verschiebungen des Bedeutungsrahmens von Geschlecht, sei dem Blick in die Geschichte eröffnet, so Mommertz Kritik (2015: 83). Deshalb schlägt sie vor, den diachronen Spalt des modernen Geschlechterkonzepts dem Faktor Zeit weiter zu öffnen. Dafür unterstreicht Sie die Notwendigkeit der Annahme, dass Geschlecht in einem bestimmten historischen Zusammenhang eben auch keine Bedeutung für soziale, kulturelle oder politische Zusammenhänge gehabt haben könnte (Mommertz 2015: 84). Die Annahme einer Bedeutungslosigkeit von Geschlechterdifferenz teilt auch Thomas Laqueur mit seiner ausführlichen Geschichte des Eingeschlechtermodells in der Vormoderne, mit dem er der modernen Geschlechterbinarität eine Kontrastfolie verschaffte

(1990). Nun ist aber die Argumentation von Mommertz wesentlich differenzierter und anschlussfähiger für weitere geschlechterkritische Historiographien, die von intersektionalen Unterdrückungsverhältnissen ausgehen, aber beim Blick in Quellen nicht auf *gender* und sein kategoriales Umfeld mit *race* und *class* verharren. In Abgrenzung zu Scotts Theoretisierung von Geschlecht, schreibt Mommertz, dass „Prozesse des ‚signifying‘ durch ihre Ausrichtung auf ‚relationships of power‘ nicht in all ihren Aspekten beschrieben [sind]. Kulturelle Bedeutungsgefüge, mit den darin eingeschlossenen Wahrnehmungen von Welt und Wirklichkeiten unterlagen über Zeiten und Räume hinweg wesentlichen und das heißt auch über Geschlecht oder andere Differenzen weit hinausreichenden Veränderungen“ (Mommertz 2015: 83). Sie schlägt vor, neben der ver- bzw. befremdenden Annahme einer Bedeutungslosigkeit von Gender, Geschlecht als Markierung und als Ressource zu begreifen, und zeigt die Brauchbarkeit der Begriffe anhand zweier Beispiele aus der Wissensgeschichte der Frühen Neuzeit sehr überzeugend (Mommertz 2015: 86ff.). Insbesondere der Begriff der Ressource scheint anschlussfähig an unsere Frage nach ökonomischen Dimension der Raumproduktion, innerhalb derer sich auch Schwarze Männlichkeit in der *Autobiography* zu bewegen hatte. Aber Johnson bewegt sich über diesen segregierenden Raum und dessen Geschlechtergrenzen und rassistische Differenz hinaus. Dem Begegnen des *double consciousness* mit der Uneindeutigkeit durch die Anonymität des Autors wohnt eine transsektionale Bewegung zwischen den Grenzen von *race* und *gender* inne, wie der Autor selbst durch *Passing* zwischen *whiteness* und *Blackness* in seinem Leben in Bewegung war. Im Text selber ist der Protagonist durch das Begehren von *whiteness* und Weiblichkeit zwischen *color line* und Transidentität unterwegs. Das alles ist aber nur in einem historisch auf bestimmte Weise rassistisch zugerichteten Raum in den USA um 1900 zu verstehen.

Wie bei Monika Mommertz *time* in den Theoriepotentialen des Tracers Geschlecht und darüber die Wandlung des gesamten Bedeutungssystems in die Analytik einbezogen wird, wird beim transsektionalen Verfolgen von Johnson vor allem *space* betrachtet – genauer Raumkörperbewegungen im segregierten Raum, interregional und in die Stadt hinein. Hier findet sich eine Raumkörperbewegung, die – in den Begriffen von Deleuze und Guattari – den Raum glättet (Deleuze/Guattari 1992: 657-693). Segregation und ländliche Ordnung sind dagegen massive Raumkerbungen. Johnsons *Passing* durchschreitet die Grenze zwischen Land und Stadt. Die Stadt ist aus dieser Perspektive ein glatter Raum. Doch darüber hinaus verbindet sich der autobiographische Teil von Johnsons Text in einer spatio-temporalen Fluchtlinie mit anderen Texten, die identitätspolitisch und darüber hinaus Wirkung entfalteten. Die Fluchtlinie wird dabei selbst zum Raum, zu einem historischen Resonanzraum, den eine transsektionale Perspektive beleuchtet (Gottschalk et al. 2018: 23f.).

Monika Mommertz schreibt am Ende ihres Textes zum Potential des Einsatzes des Tracers Geschlecht:

Eine die Kategorie Geschlecht bewusst verfremdende Geschichtsschreibung kann nicht zuletzt die Aufmerksamkeit schärfen für eine Fülle faszinierender

Bedeutungen, denen ein im positiven Sinne moderne Geschlechterkonstrukte irritierendes Potential innewohnt. So tun sich in der Auseinandersetzung mit ‚fernen‘ und nicht so ‚fernen‘ Vergangenheiten Chancen zur Entselbstverständlichung unserer Kategorien auf, von denen vielleicht auch die allgemeine Diskussion um die Zukunft des Analyseinstruments Geschlecht selbst profitieren kann. (Mommertz 2015: 97)

Übertragen auf James Weldon Johnson und Schwarze Männlichkeit in den USA öffnet die Suche nach den transsektionalen Fluchtlinien der in der „Autobiography of an Ex-Colored Man“ materialisierten Geschichte einen Raum, dessen Durchquerung der anonyme Autor in seinem Schreiben erst begehbar gemacht hat. Die hierin sichtbar werdenden Raumkörperpraktiken sind bereits mehr als nur Rekurs auf die eigene Geschichte und weisen transsektional über diese Geschichte des segregierten Raumes im beginnenden 20. Jahrhundert hinaus. Daher ist die in diesem Artikel entworfene Fluchtlinie auch nicht als begrenzt zu begreifen. Womöglich ist Johnsons *Autobiography* Teil ein und derselben Fluchtlinie mit dem Schreiben des *Combahee River Collective*, das im „Black Feminist Statement“ von 1977 Mehrfachunterdrückungslagen Schwarzer Frauen anprangerte (Combahee River Collective Statement 1977). Ein strategischer Essentialismus und Identitätspolitik waren die Instrumente der Gruppe, um rassistische, heterosexistische und klassistische Unterdrückung zu bekämpfen. Ohne das *Black Feminist Statement* ist wiederum die Idee der Juristin Kimberlé Crenshaw nicht zu begreifen, als sie am Ende eines Jahrzehntes, in dem die Reagan-Administration alles tat, um Anti-Diskriminierungspolitiken und Affirmative-Action Programme in den USA zu desavouieren, Intersektionalität als einen Rechtsbegriff in die Debatte einbrachte, der Mehrfachunterdrückung benennbar machen sollte. Als intersektional ließe sich auch Johnsons Lage oder die seiner Mutter beschreiben, aber eben nicht allein, denn die anonyme Autor:in entzieht sich dieser Festsetzung in der *Autobiography* (Gottschalk et al. 2018: 19). Und auch die Selbstbenennung des *Combahee River Collective* beinhaltet mehr als die Veröffentlichung eines Statements von 1977. Das Statement wurde 1981 im Sammelband „This Bridge Called My Back“ (Anzaldúa 1986) wiederveröffentlicht, in dem Schwarze Feministinnen die strukturellen rassifizierten, geschlechtlichen, heteronormativen und ökonomischen Diskriminierungen und deren Verschränkungen anklagen. Über diese kategorialen Zusammenhänge hinaus wird im „Black Feminist Statement“ auf die körperlichen Manifestationen und die Einkörperungen dieser Diskriminierungen aufmerksam gemacht, die in der geschichtswissenschaftlichen Intersektionalitätsforschung nicht vergessen werden dürfen, bleiben sie doch für die Analyse der unterschiedlichen Dimensionen der Diskriminierungsformen unerlässlich.

Schluss: Vom Fluss zur Fluchtlinie

Der Combahee River, auf den die Schwarzen Feminist:innen sich bei Gründung der Gruppe 1974 bezogen hatten, ist ein Fluss, benannt nach einer Ge-

meinschaft, welche im Bereich der Kolonie Carolina lebte und die zu Beginn des 18. Jahrhunderts von weißen Kolonisten verdrängt wurde. Der Name steht damit in einem Zusammenhang mit Siedlerimperialismus und nicht zuletzt trafen hier unterschiedlichste Raumverhältnisse und Geschlechterkonzeptionen aufeinander, denen weit mehr als eine Differenzlinie inhärent war. Der Fluss versorgte die Reis-Plantagen South Carolinas vor dem Bürgerkrieg mit Wasser, was auf eine weitreichende ökonomische Dimension und der Landenteignung an diesem Ort verweist (Byrd et al. 2018). Der Grund für die Gruppe Schwarzer Arbeiter:innen, in den 1970er Jahren Bezug auf den Ort zu nehmen, war aber mehr noch die Frage nach Freiheit in der US-Gesellschaft, denn 1863 flüchteten im Zuge der *Combahee River Raid* hunderte versklavter Menschen in Booten über den Fluss. Harriet Tubman, die dies organisierte, war selbst 1849 aus der Sklaverei geflohen, wonach sie unzählige versklavte Menschen in einem Transitraum, der als *Underground Railroad* firmiert, nach Pennsylvania gebracht hatte. Auf einer Fluchtlinie mit dem Weg des Portraits jener Harriet Tubman auf die 20 Dollarnote, wo sie bald den Sklavenhalter und für Vertreibung und Genozid an *Native Americans* verantwortlichen Präsidenten Andrew Jackson ersetzen könnte, macht die Geschichte womöglich demnächst wieder zu einer Geschichte der Gegenwart. Diese Markierung im symbolischen Kosmos der US-Gesellschaft wird an der ökonomischen Dimension historischer Unterdrückung wenig ändern – zumindest zunächst nicht (Byrd et al. 2018). Die in diesem Beitrag vorgeschlagene transsektionale Öffnung der Perspektive über die Sektionengrenzen fixer Gruppen und auf die Bewegungen im Raum zwischen den Grenzen und über diese hinaus, könnte dagegen weitere historische Zusammenhänge von Macht, Widerstand und diversen Erlebnissen verfolgbar oder zumindest beschreibbar(er) machen.

Unsere Betrachtung der *Autobiography* als einem solchen Ort, an dem James Weldon Johnson uns zeigt, wie ein Passieren der Intersektionen von Sexismus und Rassismus möglich sein kann, systematisiert den transsektionalen Fokus, ohne dass wir ihn dadurch auf diese Blickrichtung festlegen könnten. Johnsons Text diene uns hier als historische Quelle, in der sich nicht nur ein Zeitraumregime wie die Segregation in den USA spiegelt. Vielmehr ist die Praxis der anonymen Veröffentlichung Teil einer Körpergeschichte, die dieses Raumregime über- und durchschreitet und es dabei wiederum transformiert. Die Fluchtlinie der Transsektionalität öffnet Perspektiven auf die Materialisierung solcher Überschreitungen. Wie wir an anderer Stelle zeigen (Klein/Krämer 2018; Klein/Krämer 2022), ist es keinesfalls nur anhand des gewählten Beispiels möglich, zu erkennen, dass Transsektionalität die Perspektive bietet, um solche Bewegungen nachzuvollziehen, die Grenzen durchschreiten. Diese Bewegungen sind weder frei von Macht und auch nicht frei wählbar. Dennoch ist davon auszugehen, dass jeden Tag und an, vor oder hinter jeder Grenze Geschichten wie die *Autobiography* geschrieben oder gelebt werden.

Korrespondenzadressen

Björn Klein
 bjoern.klein@fhnw.ch
 Pädagogische Hochschule FHNW
 Hofackerstrasse 30, 4132 Muttenz, CH

Felix Krämer
 felix.kraemer@uni-erfurt.de
 Universität Erfurt
 Nordhäuser Str. 63, 99089 Erfurt

Anmerkungen

- 1 Dieser Moment der rassifizierten Sozialisierungserfahrung ist ein wiederkehrendes Ereignis in zahlreichen Biografien. Barbara und Karen Fields haben dies als entscheidende Form der Rassifizierung, einer von ihnen so genannten „racecraft“ ausgemacht; Kinder haben eine „not-yet-socialized capacity to ‚see‘ from within its [racecraft] horizon.“ Fields, Barbara J., and Karen E. Fields. *Racecraft – The Soul of Inequality in American Life*. London: Verso Books, 2012.
- 2 Slave Narratives sind (auto-)biografische Erzählungen versklavter Menschen, die seit dem 17. Jahrhundert existieren. Aus der Versklavung entkommene Menschen beschreiben in dieser Literaturform ihr Leben in Gefangenschaft oder auf der Flucht. Frederick Douglass‘ ‚Narrative of the Life of Frederick Douglass, an American Slave‘ von 1845 ist eine der bekanntesten Sklav:innenerzählungen.
- 3 Vgl. auch die theoretische Auseinandersetzung zu Differenz und dem *not-yet* Existierenden von: Norma Alarcón (1996).
- 4 Zusätzlich zu den schon genannten Aufsätzen von Morgan und Stepto, sind am ergiebigsten: Heather Andrade Russell (2006) liest *Autobiography* als eine Satire auf den so genannten „racial uplift“ Diskurs um 1900, also auch als Kritik an Booker T. Washington. Martin Summers (2004) sieht die Zurückweisung der Schwarzen Identität des Ex-Colored Man als Eintritt in einen weißen marktformigen Raum. Zuletzt ist mit Morrisette (2017) ein Sammelband erschienen, der insbesondere auch den Gegenwartsbezug noch herausarbeitet.

Literatur

- AG Queer Studies (Hrsg.) (2009): *Verqueerte Verhältnisse: Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen*. Hamburg: Männer-schwarm.
- Alarcón, Norma (1996): *Conjugating Subjects in the Age of Multiculturalism*. In: Avery, F. G./Newfield, Ch. (Hrsg.): *Mapping Multiculturalism*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Alexander, Michelle (2018): *The New Jim Crow. Mass Incarceration in the Age of Colorblindness*. New York: The New Press.
- Byrd, Jodi A./Goldstein, Alyosha/Melamed, Jodi/Reddy, Chandan (2018): *Predatory Value: Economies of Dispossession and Disturbed Relationalities*. In: *Social Text* 36, 2, S. 1-18. <https://doi.org/10.1215/01642472-4362325>.
- Combahee River Collective (1977): *Combahee River Collective Statement*. https://americanstudies.yale.edu/sites/default/files/files/Keyword%20Coalition_Readings.pdf (Zugriff: 17.3.2022).
- Davis, James F. (2002): *Who is Black? One Nation's Definition*. University Park: Penn State University Press.
- Dray, Philip (2002): *At the Hands of Persons Unknown: The Lynching of Black America*. New York: Modern Library.
- Du Bois, William Edward Burghardt (1989 [1903]): *The Souls of Black Folk*. New York: Bantam Books.
- Fields, Karen E./Fields, Barbara J. (2014): *Racecraft. The Soul of Inequality in American Life*. New York: Verso Books.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve.
- Gottschalk, Aenne/Kersten, Susanne/Krämer, Felix (2018): *Doing Space while Doing Gender: Eine Einleitung*. In: Gottschalk A./Kersten, S./Krämer, F. (Hrsg.): *Doing Space while Doing Gender – Vernetzungen von Raum und Geschlecht in Forschung und Politik*. Bielefeld: transcript, S. 7-40. <https://doi.org/10.14361/9783839435366-002>.
- Goldsby, Jacqueline (2015): *James Weldon Johnson: The Autobiography of an Ex-Colored Man. A Norton Critical Edition*. New York: W. W. Norton & Company.
- Harris, Joel Chandler (1911 [1880]): *Uncle Remus. His Songs and His Sayings*. New York/London: D. Appleton and Company.
- Hobbs, Allyson (2014): *A Chosen Exile, A History of Racial Passing in American Life*. Cambridge: Harvard University Press. <https://doi.org/10.4159/harvard.9780674735811>.
- Hodes, Martha (1997): *White Women, Black Men. Illicit Sex in the 19th-Century South*. New Haven: Yale University Press.
- hooks, bell (1996): *Sehnsucht und Widerstand. Kultur – Ethnie – Geschlecht*. Berlin: Orlanda Verlag.
- Johnson, James Weldon (1928): *The Dilemma of the Negro Author*. In: *The American Mercury*, S. 477-481.
- Johnson, James Weldon (1912): *The Autobiography of an Ex-Colored Man*. Boston: Sherman, French & Company (anonym veröffentlicht).
- Kallenberg, Vera/Meyer, Jennifer/Müller, Johanna M. (Hrsg.) (2013): *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen*. Wiesbaden: VS Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93168-5>.
- Kelley, Blair L. M. (2007): *Right to Ride. African American Citizenship and Protest in the Era of „Plessy v. Fergu-*

- son“. In: *African American Review*, 41, 2, S. 347-356.
- Klein, Björn/Krämer, Felix (2018): Transsektionalität. In: Gottschalk, A./Kersten, S./Krämer, F. (Hrsg.): *Doing Space while Doing Gender – Vernetzungen von Raum und Geschlecht in Forschung und Politik*, Bielefeld: transcript, S. 105-116. <https://doi.org/10.14361/9783839435366-008>.
- Klein, Björn/Krämer, Felix (2022): Zwischenraum: Der Fall Murray Hall in transsektionaler Perspektive. In: González Athenas, M./Frohnappel-Leis, M.: *Zwischen Raum und Zeit: Zwischenräumliche Praktiken in den Kulturwissenschaften*. Berlin: DeGruyter/Oldenbourg, S. 253-274. <https://doi.org/10.1515/9783110758306-011>.
- Krämer, Felix/Mackert, Nina (2009): Plessy revisited: Skizzen dekonstruktivistischer Körpergeschichte(n) von den Vereinigten Staaten der Segregation. In: *AG Queer Studies* (Hrsg.): *Verqueerte Verhältnisse: Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen*. Hamburg: Männerchwarm, S. 66-81.
- Krämer, Felix (2016): Schuldendifferenz. Intersektionale Verschränkungen zwischen Geschlecht und Ökonomie in der US-Zeitgeschichte. In: *L'Homme. Z.f.G.*, 27, 1, S. 91-104. <https://doi.org/10.14220/lhom.2016.27.1.91>.
- C.L.: *An Old Actor's Memories*. In: *New York Times*. 5. Juni 1881.
- Laqueur, Thomas (1990): *Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud*. Cambridge: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (2005): *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford: Oxford University Press.
- Levy, Eugene (1968): *Ragtime and Race Pride: The Career of James Weldon Johnson*. In: *Journal of Popular Culture*, Bd. 1, 4, S. 357-370. https://doi.org/10.1111/j.0022-3840.1968.0104_357.x.
- Martschukat, Jürgen (2007): „His chief sin is being a Negro. Next he whipped a white man. Next he married a white woman.“ Sport, Rassismus und die (In)Stabilität von Grenzziehungen in den USA um 1900. In: *Historische Anthropologie* 15, S. 259-280. <https://doi.org/10.7788/ha.2007.15.2.259>.
- Mommertz, Monika (2015): Theoriepotentiale ‚ferner Vergangenheiten‘: Geschlecht als Markierung/Ressource/Tracer. In: *L'Homme, Z.f.G.*, 26, 1, S. 79-97. <https://doi.org/10.7767/lhomme-2015-0107>.
- Moraga, Cherríe/Anzaldúa, Gloria (1986 [1981]): *This Bridge Called my Back. Writings by Radical Women of Color*. New York: Kitchen Table. Women of Color Press.
- Morgan, Thomas L. (2004): *The City as Refuge: Constructing Urban Blackness in Paul Laurence Dunbar's The Sport of the Gods and James Weldon Johnson's The Autobiography of an Ex-Colored Man*. In: *African American Review*, 38, 2, S. 213-237. <https://doi.org/10.2307/1512287>.
- Morrisette, Noelle (Hrsg.) (2017): *New Perspectives on James Weldon Johnson's The Autobiography of an Ex-Colored Man*. Athens: University of Georgia Press. <https://doi.org/10.2307/j.ct-t1g2kmgz>.
- Muñoz, José Esteban (1999): *Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Page, Thomas Nelson (1887): *In Ole Virginia or Marse Chan and Other Stories*. New York: Charles Scribner's Sons.

- Pfeifer, Michael (2014): *The Roots of Rough Justice. Origins of American Lynching*. Champaign: University of Illinois Press. <https://doi.org/10.5406/illinois/9780252036132.001.0001>.
- Russell, Heather Andrade (2006): *Revising Critical Judgments of The Autobiography of an Ex-Colored Man*. In: *African American Review*, 40, 2, S. 1-17.
- Scott, Joan W. (1986): *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*. In: *The American Historical Review* 91, 5, S. 1053-1075. <https://doi.org/10.2307/1864376>.
- Snorton, C. Riley (2011): „Passing for White, Passing for Man“ – Johnson’s *The Autobiography of an Ex-Colored Man* as Transgender Narrative. In: Cotten, T. (Hrsg.): *Transgender Migrations. The Bodies, Borders, and Politics of Transition*. New York/London: Routledge, S. 107-118.
- Stepto, Robert B. (1991 [1979]): *Lost in a Quest: James Weldon Johnson’s The Autobiography of an Ex-Colored Man*. In: Robert B. Stepto (Hrsg.): *From Behind the Veil: A Study of Afro-American Narrative*. Urbana: University of Illinois Press, S. 95-127.
- Stryker, Susan (2008): *Transgender History*. Berkeley: Seal Press. <https://doi.org/10.1215/01636545-2007-026>.
- Summers, Martin (2004): *Manliness and its Discontents: The Black Middle Class and the Transformation of Masculinity, 1900-1930*. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (2007): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen: Budrich.
- Wamsley, Dillion (2019): *Neoliberalism, mass incarceration, and the US debt-criminal justice complex*. In: *Critical Social Policy* 39, 2, S. 248-267. <https://doi.org/10.1177/0261018318779477>.

Rezensionen

Claudia Kemper

Intersektionale Pionier*innenarbeit

Florvil, Tiffany N. (2020): Mobilizing Black Germany. Afro-German Women and the Making of a Transnational Movement. Champaign: University of Illinois Press (26,75€, 296 Seiten).

Wer aus dem Süden kommend mit dem Zug Richtung Hamburger Hauptbahnhof unterwegs ist, kann einige hundert Meter vor der Einfahrt einen Blick auf die Rückseiten von Bürogebäuden und verwinkelten Altbauten werfen. In der schmutziggrauen Kulisse fällt ein Rotklinkeraltbau auf, an dem etwa auf Höhe der vierten Etage, gut sichtbar, groß und hell leuchtend ein Transparent mit dem Schriftzug „Black Power“ hängt. Es ist weit und breit das einzige Transparent, das nicht nur wegen seiner Leuchtkraft auffällt, sondern auch wegen seiner Aussage. Ich blicke mit den Augen einer Weißen auf den Schriftzug und erlebe ein beschämendes Fremdheitsgefühl. Obwohl ich auf dem Weg in eine von Deutschlands Großstädten bin, in denen die Diversität an kulturellen *Communities* zur Normalität gehört oder zumindest gehören sollte, ertappe ich mich dabei, dass in meinem Erwartungshorizont keine *Black Community* auftaucht – weder in Bezug auf die Gegenwart noch in der Vergangenheit. Und damit bin ich Teil des Problems, das Tiffany Florvil in ihrem Buch „Mobilizing Black Germany“ zu einem Ausgangspunkt ihrer Thesen macht: In Deutschland dominiert eine weiße, ignorierende Wissensnorm, die erst seit kurzer Zeit und nur zaghaft zulässt, dass rassistische Strukturen und Traditionen, Alltagsrassismus und mitunter die Erfahrungsperspektive Nicht-Weißer zur Sprache kommen.

Im Wissensspeicher der Dominanzgesellschaft wirkt weiterhin das bis 1999 kaum veränderte deutsche Staatsbürger*innenrecht, das offiziell und politisch zuließ, lediglich zwischen (weiß imaginierten) ‚Deutschen‘ und ‚Ausländern‘ unterscheiden zu müssen. Auch wenn die staatsbürgerliche Anerkennung ‚geloekert‘ wurde, prägte und prägt die biologistische Norm machtvoll den öffentlichen Diskurs, wo unter anderem Begriffsverschleierungen wie ‚Ausländerfeindlichkeit‘ gelten gelassen werden, während Rassismus die Realität ist. Solch ein Sprachgebrauch macht sowohl die Diversität von in Deutschland lebenden Menschen unsichtbar, als auch die komplexen rassistischen Muster und Strukturen, in denen sich die Dominanzgesellschaft bewegt. In Florvils Arbeit steht der Anti-Schwarze Rassismus, insbesondere der gegen Schwarze Frauen, als Teil deutscher Geschichte und Gegenwart im Mittelpunkt.

Seit Jahrhunderten leben Schwarze¹, afrikanische und afrodiasporische Menschen in Deutschland. Aktuell sind es über eine Million, von denen sich 2020 gut 6.000 am Afrozensus beteiligten, der erstmals Datenmaterial zu ihrer gesellschaftlichen Situation und ihren Rassismuserfahrungen sammelte.² Anti-

Schwarzer Rassismus hat in Deutschland eine lange Geschichte, aber seine Verdrängung und die weiße Norm der erinnerungspolitischen Parameter wird nur langsam aufgelöst. Florvil will jedoch nicht nur Identitätsstrategien Schwarzer Aktivist*innen in einer weißen Dominanzgesellschaft sichtbar machen. Vielmehr stellt sie in ihrer Studie die Frauen der deutschen Black Community in den Mittelpunkt, die seit den 1980er Jahren wesentlich dazu beitrugen, aus der Community ein *Black Movement* zu machen. Da die Aktivistinnen die Folgen mehrfacher Marginalisierung als Schwarze, als Frauen und zum Teil als Lesben kannten, konnten sie in besonderer Weise die Erfahrungsschichten intersektionaler Diskriminierung artikulieren. Florvils Arbeit macht afro-deutsche Aktivistinnen und ihre Arbeit nicht nur sichtbar, sondern führt im Detail vor, welchen Mehrwert eine intersektionale Analyse für die Überschreibung tradierter Narrativer deutscher und transnationaler (Bewegungs-)Geschichte hat.

Tiffany Florvil ist Associate Professor im Department of History der University of New Mexico und arbeitet seit vielen Jahren zur europäischen Geschichte und ihren sozialen Bewegungen, zu Geschlecht und Sexualität, Emotionen und zur afrikanischen Diaspora. Ihre 2020 erschienene Arbeit über die afro-deutsche Frauenbewegung stützt sich auf Quellen aus Universitäts- und Verlagsarchiven, auf privates Material und bewegungseigene Zeitschriften und Filme. Hinzu kommen zahlreiche Veröffentlichungen der Aktivistinnen, darunter die bis heute zentrale Anthologie „Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte“, die 1986 von May Ayim, Katharina Ogyntoye und Dagmar Schultz herausgebracht und 2020 neu aufgelegt wurde. Die Herausgeberinnen stehen beispielhaft für Florvils Charakterisierung der Aktivistinnen als „Alltagsintellektuelle“ oder auch „Intellektuelle des Alltags“ (*quotidian intellectuals*), die eine entscheidende Rolle spielten „in shaping the intellectual, cultural, and political contours of the modern Black German movement“ (2).

Afro-Deutsche Frauen waren auch schon in den sozialen Bewegungen der 1960er Jahren aktiv gewesen, hatten sich in der Frauenbewegung und in den intellektuellen Debatten der *Black Community* engagiert. Ihre spezifischen Erfahrungen mit Rassismus, Frauen- und Queer-Feindlichkeit blieben jedoch oft ungehört und unsichtbar, denn zum einen war die deutsche Frauenbewegung eine weiße Bewegung und zum anderen wirkten in der Black Community hegemoniale Männlichkeitsstrukturen. Als die Schwarze Feministin und Poetin Audre Lorde 1984 für einige Jahre nach Deutschland kam, gab sie den schon aktiven Frauen Inspiration und den endgültigen Anstoß, sich zu einer sicht- und hörbaren Bewegung zusammenzufinden, in der sowohl das Schwarz-Sein, als auch Frau- und Queer-Sein im Mittelpunkt stehen.

Deshalb erzählt Florvil auch die Geschichte der Initiative Schwarze Deutsche (ISD), die sich 1985 gründete und der Afro-Deutschen Frauen (ADEFRA), die 1986 gegründet wurde. Während in der ISD sowohl Schwarze Männer wie Frauen aktiv waren, fand ADEFRA als reine Frauenorganisation zusammen. In beiden Organisationen probierten die Aktivist*innen sowohl afro-deutsche als auch queere Identitäten und Strategien aus, sie verbündeten sich mit weißen Aktivist*innen, kooperierten mit überregionalen und transnationalen Gruppen und entwickelten auf diese Weise eigenes Wissen und eigene Praktiken, die in

den bisherigen Bewegungszusammenhängen keinen Raum gefunden hatten. Sowohl ADEFRA als auch die von ihr zwischen 1989 und 1990 herausgegebene Zeitschrift *Afrekete* identifiziert Florvil als zentrale Vehikel für afro-deutsche Frauen, „to put Black Germans on the map and urged those near and far to witness the vitality and agency of this diasporic community“ (103).

Ein eigenes Kapitel widmet sie dem intellektuellen Aktivismus und der transnationalen Reichweite von May Ayim, einer Schlüsselfigur der afro-deutschen Frauenbewegung. Ayim entwickelte und pushte maßgeblich „Farbe bekennen“ und veröffentlichte zudem zahlreiche eigene Reflexionen und Interventionen, die auch international wahrgenommen wurden. „Farbe bekennen“ hatte verschiedene Funktionen für die Beiträgerinnen, die ihren Erfahrungsberichten und teilweise traumatischen Erlebnissen als Schwarze in Deutschland mit der Publikation einen öffentlichen Raum gaben. Dadurch waren sie in der Lage „to declare their womanhood and align with women across Germany and the diaspora who faced similar experiences of social exclusion and discrimination“ (127). Darüber hinaus war das Schreiben „a way of healing their scars and purging the negativity collectively“ (127). Zu diesen intellektuellen Aktivistinnen zählten unter anderem Ika Hügel-Marshall, Marie Nejar, Bärbel Kampmann, Abinie Zöllner und ManuEla Ritz, in jüngerer Zeit kamen Olumide Popoola, Victoria Toney-Robinson, Noah Sow, Philipp Khabo Koepsell und Schwarzrund hinzu (127-128).

Neben dem öffentlichen Schreiben kam ab 1989 der Black History Month (BHM) hinzu, eine jährliche Kampagne, um „a black sense of place“ (131) zu kreieren. Die Besetzung öffentlicher Räume durch Schwarze Aktivist*innen war eine gängige Praxis, um Sklaverei und koloniale Vergangenheit als Teil der gelebten Gegenwart sichtbar zu machen. Schwarze Deutsche konzentrierten sich bei ihren ersten Aktionen auf Berlin als Dreh- und Angelpunkt der kolonialen Politik Deutschlands. Der BHM sollte alternative Narrative produzieren, „that addressed Germany’s colonial amnesia and/or forgetting as well as the racist, exclusionary laws to secure Fortress Europe“ (131). Workshops, Seminare, Kunstaktionen sollten die weiße Dominanzgesellschaft auf ihre Blindstellen stoßen. War der BHM eine all-gender Kampagne, fand 1991 erstmals in Berlin das Black Women’s Studies Summer Institute statt, eine frauenspezifische Veranstaltung, die an internationale Black Women’s Studies Programme anschloss und den afro-deutschen Aktivistinnen half, internationale Kontakte zu knüpfen. Während im wiedervereinigten Deutschland die offene rassistische Gewalt zunahm, forderten afro-deutsche Aktivistinnen umso mehr, dass sich die Dominanzgesellschaft mit ihren rassistischen und postkolonialen Strukturen auseinandersetzen sollte. Die Forderungen stehen auch im Mittelpunkt der gegenwärtigen Black Lives Matter-Bewegung, die sich 2013 in den USA und kurz danach auch in Deutschland formierte. Florvils Arbeit schließt nicht nur Lücken in der Geschichte des Anti-Schwarzen Rassismus und Schwarzen Feminismus in Deutschland, sondern sie macht auch die Geschichte gegenwärtiger Bewegungen wie Black Lives Matter sichtbar.

Die knapp 200 Seiten lange Studie und ihr 100 Seiten starker Anhang sind äußerst leser*innenfreundlich geschrieben und konzipiert. Neben dem Fußnotenapparat mit zahlreichen (Hintergrund)Informationen, bietet der Index eine weitere wertvolle Hilfe, um durch die Bewegungsgeschichte zu navigieren und einzelnen Argumentationssträngen zu folgen. Florvils Arbeit liest sich nicht als eine rein akademische Studie, sondern auch als wissensgeleitete Handreichung zum Aktivismus. Jedes Kapitel setzt eigene intersektionale Schwerpunkte, um sowohl verschränkte Diskriminierungserfahrungen afro-deutscher Aktivistinnen aufzuzeigen als auch verschränkte Perspektiven des Widerstandes. Das führt an manchen Stellen zu Wiederholungen, während andere Erzählstränge angedeutet aber nicht zu Ende erzählt werden. So etwa die queer-feministische Auseinandersetzung in der afro-deutschen Frauenbewegung über die Teilhabe von Transpersonen. Man würde gern mehr erfahren über die ADE-FRA-internen Konflikte zwischen heterosexuellen, queeren und trans Personen in den 1990er Jahren und ob und wie diese sich bis in die Gegenwart gewandelt haben.

„Mobilizing Black Germany“ ist eine Pionier*innen-Arbeit, die Wissen und Erinnerung über, an und für die afro-deutsche Frauenbewegung generiert und analytisch für weitergehende Forschungen aufbereitet. Erstmals werden die Biografien und Prägungen afro-deutscher Aktivist*innen als Teil der deutschen Zeitgeschichte erzählt und es ist sehr zu hoffen, dass sich die Anerkennung von Florvils Arbeit in der Geschichtswissenschaft weiter verbreitert. Denn an deren Akteur*innen stellt die Studie die klare Aufforderung, die eigene Ignoranz gegenüber der historischen Wirklichkeit endlich zu überwinden.³

Anmerkungen

1 Ich orientiere mich bei der deutschen Schreibweise an der seit Mitte der 1980er genutzten Selbstbezeichnung „Schwarze Deutsche“ und „afro-deutsch“. (Vgl. Lauré al-Samarai 2019: 611-613)

2 Die Umfrage wurde von den Organisationen „Each One Teach One“ und „Citizens for Europe“ initiiert und von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes finanziell gefördert. Ziel der anonymen Onlinebefragung war es „Maßnahmen vor[zuschlagen, um rassistische Diskriminierung abzubauen und Menschen afrikanischer Herkunft in

Deutschland zu schützen und zu fördern“ (vgl. Afrozensus 2020). Ein Ergebnis der Umfrage zeigt die fortgesetzte Verschränkung von anti-schwarzem Rassismus und geschlechtsspezifischer Diskriminierung (ebd.: 225-227).

3 „Eine Geschichtswissenschaft, die nicht untersucht, ob und wie rassistisches Wissen in der postkolonialen und postnationalsozialistischen Gesellschaft Wirkung zeigte, läuft Gefahr, selbst Teil des Ignoranzsystems zu sein, das dieses Wissen erhält.“ (Alexopoulou 2018: 24)

Literatur

- Afrozensus (2020): Perspektiven, Anti-Schwarze Rassismuserfahrungen und Engagement Schwarzer, afrikanischer und afrodiasporischer Menschen in Deutschland. <<https://afrozensus.de/>> (Zugriff: 30.11.2021).
- Alexopoulou, Marie (2018): Rassismus als Kontinuitätslinie in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 68, 38-39, S. 18-14 <<https://www.bpb.de/apu/z/275884/rassismus-als-kontinuitaetslinie-in-der-geschichte-der-bundesrepublik-deutschland?p=all>> (Zugriff: 30.11.2021).
- Ayim, May/Ogyntoye, Katharina/Schultz, Dagmar (1986): *Farbe bekennen: Afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Lauré al-Samarai, Nicola (2019): Schwarze Deutsche. In: Arndt, S./Ofuatey-Alazard, N. (Hrsg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. 4. Aufl. Münster: Unrast.

Anke Fischer-Kattner

Geschichte(n) aus der Kontaktzone. Afrikanische Europäer*innen von der Antike bis in die Gegenwart

Otele, Olivette (2020): African Europeans. An Untold History, London: Hurst & Company (25,99 €, 304 Seiten).

2019 porträtierte der Autor und Fotograf Johny Pitts in einer Sammlung von Reisereportagen *Afropicans* in den Hauptstädten Europas (in deutscher Übersetzung Pitts 2020). Dass die Existenz afro-europäischer Menschen keineswegs erst ein modernes Phänomen ist, sondern ihre Geschichte deutlich weiter zurückreicht als gemeinhin oft angenommen, zeigt die Historikerin Olivette Otele, Professorin für Geschichte der Sklaverei und ihrer Erinnerungskultur in Bristol, in ihrem Buch. In sieben Kapiteln präsentiert die Vizepräsidentin der Royal Historical Society individuelle und kollektive Biografien und entwirft damit ein vielfältiges Panorama transkontinentaler Verbindungen von der römischen Antike bis in unsere Gegenwart.

Scheinbar exzeptionelle Persönlichkeiten werden gemeinsam mit weniger bekannten Afro-Europäer*innen und den Schicksalen unzähliger Namenloser in einen Kontext gesetzt: Da tauchen die antiken Figuren des römischen Kaisers Septimius Severus, des Heiligen Mauritius oder der Königin von Saba mit ihren verwickelten Rezeptionsgeschichten auf. Der erste florentinische Herzog Alessandro de Medici und der Gelehrte Joan Latino stehen neben den Opfern der europäischen Expansion des Renaissancezeitalters. Dem Wandel europäisch-afrikanischer Beziehungen im Zuge der Ausweitung des transatlantischen Sklavenhandels und der Plantagenwirtschaft im 17. und 18. Jahrhundert stellt Otele die Lebensgeschichten des afro-holländischen Predigers und Missionars Jacobus Capitein sowie des gefeierten Musikers Joseph Bologne, Chevalier de Saint-Georges, gegenüber. Dass auch Frauen wichtige Mittlerfunktionen einnahmen, zeigen die einflussreichen „Signares“ (von portugiesisch *senhora*, meist luso- und franko-afrikanischer Abstammung) an den Küsten Westafrikas. Aus engen Beziehungen mit europäischen Kaufleuten, aber zugleich auf inner-afrikanischen Familienbanden und Handelsbeziehungen aufbauend entwickelten sie besondere Machtpositionen. Exemplarisch werden dafür Caty Louet und Jeanne Laria an der senegalesischen Küste, ebenso wie Lene Kühberg oder Severine Brock an der Goldküste, wo ga-sprachige Händlerinnen sich über mehrere Generationen mit Dänen verheirateten, vorgestellt. Familienschicksale, wie die der Nachkommen des kamerunischen Herrschers Manga Bell oder des russischen Offiziers Abram Petrowitsch Gannibal (Hannibal), des aus Afrika stammenden Urgroßvaters des Dichters Alexander Puschkin, zeigen auf, welche vielfältigen Verbindungen Menschen aller Epochen zwischen den Kontinenten knüpften.

Otele nutzt das Stilmittel des Exzeptionalismus taktisch. Einerseits problematisiert sie rassistische und rassenideologische Vorstellungen (sie differenziert mit David T. Goldberg zwischen *racism* und *racialism* (Goldberg 2009)) von einer vermeintlich armseligen historischen Normalität Schwarzer Menschen. Andererseits erinnert sie aber auch an historisch spezifische Varianten von Exklusion und Verweigerung von Rechten.

Doch kann man eine kohärente Geschichte so mannigfaltiger, in ständigem Wandel begriffener Identitäten schreiben, ohne Essentialisierungen zu bemühen? Otele bedient sich für ihren Versuch einer Art narrativer Webtechnik, die unterschiedliche Fäden, manchmal mit losen Enden, in einem faszinierend bunten Stoff zusammenführt. Im Stil einer „Kunst der Kontaktzone“ (Pratt 1991) interveniert sie dabei sowohl in aktuellen historiografischen als auch gesellschaftspolitischen Debatten.

Die ersten drei Kapitel des Buches führen in grob chronologischer Folge von den „frühen Begegnungen“ in Antike und Mittelalter (Kapitel 1) über die mediterranen Verbindungen der Renaissanceära im Konnex mit Sklaverei (Kapitel 2) hin zur Entwicklung des transatlantischen Dreieckshandels im Zusammenhang mit der „Erfindung der Rasse“ im 17. und 18. Jahrhundert (Kapitel 3). Innerhalb der Kapitel verwebt Otele prominente wie auch die nur Spezialist*innen bekannten Einzelschicksale mit größeren Strömen freiwilliger oder erzwungener Migrationen und Kontakte.

Ab Kapitel 4 tritt der große chronologische Richtungspfeil dann hinter speziellen Mustern im narrativen Gewebe zurück. Otele befasst sich hier mit der Verbindung von „dual heritage“ (so ihre Begriffswahl für Menschen mit Vorfahren unterschiedlicher Herkunft) und Geschlechterrollen. Ihr Rückgriff auf die neu entstehenden weiblichen Eliten in den Handelsstädten an den Küsten Westafrikas illustriert das Problem der Verfügbarkeit von Quellen zu relevanten Gegenwartsfragen – doch zugleich auch den besonderen Wert historischer Detailarbeit in der Forschung zur Vor- und Frühmoderne. Die Bedeutung der Betrachtung historischer Zusammenhänge in längerfristiger Perspektive zeigt Otele in Kapitel 5 am Beispiel des Brandenburgischen Kolonialprojekts im 17. Jahrhundert. Sie weist damit auf die lange und lang verdrängte Vorgeschichte der deutschen Kolonisation von Kamerun hin, die, wie die Lebensgeschichte des Afro-Deutschen Theodor Wonja Michael zeigt, bis ins späte 20. Jahrhundert hinein, direkte biographische Auswirkungen entfaltete.

Wie vielgestaltig afrikanisch-europäische Identitäten und Erfahrungen im 20. und 21. Jahrhundert waren und sind, zeigt Kapitel 6, das afro-italienische, afro-schwedische und afro-niederländische Lebenswelten vorstellt. Dabei wird die geschichtspolitische Bedeutung der Auseinandersetzung mit afro-europäischen Vergangenheiten deutlich. Besonders interessant ist hier das bereits erwähnte afro-russische Beispiel von Puschkins Urgroßvater, der als Kind vermutlich aus Logone-Birni in Westafrika (wohl nicht, wie lange vermutet, aus Äthiopien oder Eritrea) entführt wurde und über das Osmanische Reich im frühen 18. Jahrhundert als Sklave nach Russland kam. Von Zar Peter I. als Patenkind adoptiert und an seinem Hof erzogen, schlug Abram Gannibal eine erfolgreiche Militär- und Verwaltungskarriere ein und heiratete in zweiter Ehe die

skandinavische Adelige Christina Sjöberg. Der Dichter Puschkin, der Enkel eines Sohnes des Paares, bezog sich in seinen Werken im frühen 19. Jahrhundert immer wieder explizit auf seine afrikanischen Wurzeln. Doch scheinen solche Verbindungen in der osteuropäischen Gegenwart, wo extrem-nationalistische Regierungsparteien kulturelle Abkapselung propagieren, oftmals aus der kollektiven Erinnerung verdrängt.

Ein reiches Panorama der (identitäts-)politischen Aktivitäten im Europa der Gegenwart (Kapitel 7) und ein kurzer Epilog beschließen das Buch. Obwohl die einzelnen Themen anhand von Minderheiten in spezifischen Ländern verhandelt werden, verbinden sie die Leben afrikanischer Europäer*innen über nationalstaatliche Grenzen hinweg. Die afro-feministische Bewegung, aber auch das am Beispiel Spaniens thematisierte Problem anlassloser polizeilicher Personenkontrollen oder die Erfahrungen afro-griechischer Schwarzer, denen im Zuge der jüngsten Fluchtwellen fälschlich der Status des Neuankömmlings zugeschrieben wird, illustrieren dies. Otele zeigt demgegenüber am Beispiel Schwarzer Brit*innen, wie sie in Auseinandersetzung mit, aber auch Abgrenzung von afro-amerikanischen Interventionen (zuletzt v. a. im Rahmen der Black Lives Matter-Bewegung) politisch und kulturell gegen Rassismus, Ungleichbehandlung und Marginalisierung kämpfen. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ihrer Vorfahren hat dabei, so Otele, gerade für die Generation Z (die nach der Jahrtausendwende Geborenen) besondere Bedeutung. Ihnen und ihren Verbündeten gibt der vorliegende Band ein Narrativ an die Hand, das Selbstermächtigung und emanzipatorisches Engagement feiert.

In diesem dichten Gewebe öffnet sich jedoch bei einem zentralen Thema ein Riss, an dem die losen Enden in auffälliger Weise ausfransen: Hier geht es um die Definition von *African Europeans* und die Frage, wie afrikanische Identität mit Schwarzer Hautfarbe zusammenhängt. Die teilweise auch innerhalb der vorgestellten Communities hitzig geführten Debatten, z. B. um die Identität der Herzogin von Sussex, Meghan Markle (80-82), oder nordafrikanischer Französ*innen wie des Fußballers Zinedine Zidane, die als „Arabes“ von Schwarzen Menschen abgegrenzt werden (oder dies selbst tun) (189), erschweren eine Definition. Wie blickt man vor diesem Hintergrund nun z. B. auf den nordafrikanischen Römer Septimius Severus? Droht mit der Schaffung einer Kategorie wie der *African Europeans* eine identitätspolitische Vereinnahmung?

Otele versucht, solchen Fragen mit einem historiografischen Relativismus zu begegnen. Identität ist für sie variabel, hängt sie doch ab von „variances across time and space in other notions such as race, heritage and culture“ (8). Das ist für quellennahe Bezeichnungen und Zitate sicherlich überzeugend. Doch trägt es auch für die neu geschaffene, letztlich analytisch zur Konstruktion des Gesamtzusammenhangs gebrauchte Kategorie der afrikanischen Europäer*innen? Wie verhält diese Kategorie sich zu Menschen europäischer Herkunft und weißer Hautfarbe, die zeitgenössisch, z. B. wegen längerer Aufenthalte oder Geburt auf dem afrikanischen Kontinent, auch als Afrikaner*innen bezeichnet werden? Wäre z. B. Mary Moffat Livingstone, die in Afrika geborene und verstorbene Frau David Livingstones, deren Lebensgeschichte in vielerlei Hinsicht

die Kontinente verband und mit den Leiden des Kolonialismus in engen, komplexen Zusammenhängen steht, hier auch einzufügen? Oder wäre sie, quasi spiegelbildlich, eine europäische Afrikanerin?

In der Gegenwart, in der gerade auch die Parteien der extremen Rechten in Europa gerne für sich in Anspruch nehmen, im aufklärerischen Sinne „farbenblind“ zu sein und daher keinen Rassismus zu kennen, wird das Verhältnis zwischen Anti-Rassismus und einem historisch sensiblen „racialism“, der unterschiedliche biografische und kollektive Erfahrungen durch Zuschreibungen von „Rasse“ als bedeutsam anerkennt, zur Herausforderung. Dasselbe gilt für den prekären Balanceakt zwischen wissenschaftlicher Distanz und humanistischer Pflicht zum Aktivismus. Oteles feines narratives Gewebe bietet hier wenig Halt. Zwar flicht sie immer wieder kurze Abschnitte zu Denkansätzen der intensiv geführten theoretischen Debatten um ‚Rasse‘, Identität, Geschichte und Gesellschaft ein, doch wären hier etwas ausführlichere Erläuterungen zu den genannten Konzepten und Autor*innen wünschenswert. Der Verzicht auf Fußnoten zugunsten der für wissenschaftliches Lesen deutlich unpraktischeren Endnoten legt nahe, dass der Band auf ein breiteres Publikum zielt. Gerade in diesem Kontext würde eine explizite Einordnung und Verortung mancher Forschungsansätze und Begriffe auch Uneingeweihten das Feld zwischen Aktivismus und akademischer Betrachtung besser erschließen.

Insgesamt sind die einzelnen Geschichten, die Otele auf Grundlage reichhaltiger Literatur erarbeitet (leider, angesichts des europäischen Anspruchs des Werkes, nur in englischer und vereinzelt in französischer Sprache), durchaus bereits erzählt worden. Doch gelingt es Otele, mit ihrem narrativen Gesamtgewebe, wie im Titel versprochen, wirklich eine so bisher „unerzählte Geschichte“ zu entwerfen. Sie entwickelt dabei eine Erzählform jenseits der klassischen, autoritativen Meistererzählungen der Historie und bietet dennoch ein neues großes Narrativ für eine transkontinentale, afrikanisch-europäische Geschichte. Damit wird ihr Band sicherlich weitere, auch stärker analytisch ausgerichtete Arbeiten anregen.

Otele, die nach ihrem Studium und ihrer Promotion in Frankreich als erste Schwarze Geschichtswissenschaftlerin in Großbritannien berufen wurde, ist für diese historiografische Pionierinnenrolle geradezu eine Idealbesetzung. Gerade im Kontext der Post-Brexit-Ära demonstriert sie mit ihrem Werk, welche wichtigen Beiträge afrikanische Europäer*innen zur gemeinsamen Geschichte und Erinnerungskultur Europas geleistet haben, leisten und weiterhin leisten werden – und sie zeigt lose Enden auf, an die weitere Forschungen zu den Kontaktzonen langer Dauer anknüpfen können. Oteles Stoff ist der wertvolle Anfang einer Erzählung, an der weiter gewoben wird.

Literatur

Goldberg, David Theo (2009): *The Threat of Race. Reflections on Racial Neoliberalism*. Oxford: Wiley-Blackwell.

Pitts, Johny (2020): *Afropäisch. Eine Reise durch das schwarze Europa*. Berlin: Suhrkamp.

Pratt, Mary Louise (1991): *Arts of the Contact Zone*. In: *Profession*, S. 33-40.

Autor*innen

Isabelle Deflers ist seit Oktober 2020 Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität der Bundeswehr München. Ihre Forschungsschwerpunkte erstrecken sich von der Reformationsgeschichte und Rechtsgeschichte, vom Wissens- und Kulturtransfer zwischen Deutschland und Frankreich bis zu Übersetzungspraktiken und Kulturgeschichte der Gewalt. Zurzeit arbeitet sie an einem Sammelband über den Comte de Guibert als Verkörperung des Military Enlightenment im 18. Jahrhundert und zugleich an einem Projekt über Übersetzerinnen in der Gelehrtenrepublik in und außerhalb Europas. Ihr Buch „Von Preußen lernen? Die preußische Monarchie im Spiegel französischer Reformdiskurse am Ende des Ancien Régime“ ist vor kurzem erschienen.

Marie Muschalek ist seit 2021 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Wissensgeschichte der Universität Konstanz. Sie hat an der Cornell University (USA) mit einer Arbeit zu Polizeigewalt und Alltag im kolonialen Namibia promoviert. Die historische Gewaltforschung ist seitdem eines ihrer Arbeitsschwerpunkte. Sie arbeitete als freie Mitarbeiterin der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Gemeinsam mit Kolleginnen entwickelte sie den Audio-Guide „Kolonialismus im Kasten?“ (2013), der sich kritisch mit der Darstellung deutscher Kolonialgeschichte im Deutschen Historischen Museum auseinandersetzt. Ihr aktuelles Forschungsinteresse liegt im Bereich der Geschichte von Naturwissen und Mensch-Tier Beziehungen im Zeitalter des Imperialismus.

Anke Fischer-Kattner, Dr. arbeitet als Historikerin an der Universität der Bundeswehr, München, und ist zur Zeit Forschungsstipendiatin der Gerda-Henkel-Stiftung. Nach dem Studium der Geschichte und Interkulturellen Kommunikation in München und Oxford war sie u. a. als Gastwissenschaftlerin an der Duke University, USA, tätig. Seit ihrer Dissertation zu „Spuren der Begegnung. Europäische Reiseberichte über Afrika 1760–1860“ (Vandenhoeck & Ruprecht: 2015) befasst sie sich mit der Geschichte afrikanisch-europäischer Begegnungen vor der Epoche des Hochimperialismus. Ihr aktuelles Forschungsprojekt behandelt die Kulturgeschichte der Gewalt im frühneuzeitlichen Belagerungskrieg.

Vera Kallenberg ist Historikerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung sowie Postdoktorandin am interdisziplinären Graduiertenkolleg „Geschlecht als Erfahrung. Konstitution und Transformation des In-der-Welt-Seins“ an der Universität Bielefeld, Deutschland. Sie ist die Autorin von „Jüdinnen und Juden in der Frankfurter Strafjustiz, 1780-1814. Die Nicht-Einheit der jüdischen Geschichte.“ Göttingen: Wallstein, 2018. Dieses Buch wurde mit dem Arno-Lustiger-Preis im Rahmen des Rosl- und Paul-Arnsberg-Preises 2019 ausgezeichnet. Ihre Arbeit wurde u.a. von der Gerda Henkel Stiftung, dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, der Vanderbilt University, der Studienstiftung des deutschen Volkes, dem Leo Baeck Institute (London) und der Foundation for the Memory of the Shoah (Paris) gefördert. Derzeit arbeitet sie an einer Biografie zu Leben und Werk Gerda Lerner (1920-2013).

Claudia Kemper ist Historikerin, wissenschaftliche Referentin am LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte in Münster sowie Privatdozentin an der Universität Hamburg. Sie arbeitet schwerpunktmäßig zu Sozialen Bewegungen, Organisationen und Konfliktkulturen. Sowohl in Forschung wie Lehre nimmt die geschlechterhistorische Perspektive einen großen Raum ein, so u.a. im Aufsatz „Queer Eye – warum Frieden ein Geschlecht hat und Konflikte gegendert werden müssen“ (im Erscheinen).

Björn Klein ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Postdoc an der Pädagogischen Hochschule FHNW in Basel. Er unterrichtet dort angehende Geschichtslehrer:innen und ist mitverantwortlich für mehrere digitale Bildungsprojekte. Seine Forschungsinteressen sind neben der Europäischen Geschichte, die Geschichte der USA, die Geschlechter- und Körpergeschichte, die sich auf Themen der Transgender und Non-Binary Studies und hier insbesondere auf Transsektionalität richtet. Seine Dissertation unter dem Titel „Self-Writing around 1900 – Fractured Identities in New York City“ wurde an der Universität Göttingen veröffentlicht. Er war dort Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Mitglied im Graduiertenkolleg *Dynamiken von Raum und Geschlecht* und hat u.a. in *L'Homme*, *DeGruyter* und *transcript* Aufsätze zur Geschlechtergeschichte und Digitalen Bildung publiziert [bjoernklein.net].

Christa Klein ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Vergleichende Kultur- und Gesellschaftsgeschichte des modernen Europas am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig. Sie hat Geschichte, Politik und Gender Studies in Freiburg und Dublin studiert, zur Geschichte der Universität Freiburg promoviert und war als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar sowie als Dozentin, Studienfachberatung und -koordination am Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Kultur-, Sozial- und Körpergeschichte, der Gender-, Postcolonial- und Intersectionality-Studies, der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte sowie der Populär- und Erinnerungskultur.

Felix Krämer arbeitet am Historischen Seminar der Universität Erfurt und ist Teilprojektleiter des Sonderforschungsbereichs „Strukturwandel des Eigentums“. Seine Forschungsinteressen richten sich auf die Geschichte der USA, Kapitalismusgeschichte, Geschlechter- und Körpergeschichte, auf Religion, Medien und Raum, hier insbesondere auf Transsektionalität. Seine Dissertation ist unter dem Titel „Moral Leaders. Medien, Gender und Glaube in den USA der 1970er und 1980er Jahre“ 2015 bei *transcript* erschienen. Neben Artikeln zur Geschlechter- und Ökonomiegeschichte hat er den Band „Doing Space while Doing Gender – Vernetzungen von Raum und Geschlecht in Forschung und Politik“ mitherausgegeben. Er arbeitet an einem Buchmanuskript zur Geschichte der Verschuldung in den USA von 1865 bis in die Gegenwart.

Fabiana Kutsche ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im VW-Projekt *The Production and Reproduction of Social Inequalities: Contexts and Concepts of Labour Exploitation* an der Universität zu Köln. Sie studierte Germanistik, Anglistik und Geschichtswissenschaft in Freiburg i. Brsg. und Ipswich/England und promoviert seit 2021. Ihr Dissertationsprojekt beschäftigt sich mit der Entstehung, Verbreitung und Bedeutung rassifizierter und vergeschlechtlichter Diskurse, die im Zeitraum 1920-1950er in das von der ILO verwendete Konzept der sog. ‚native labour‘ einfließen und gesetzlich geregelte Formen der Arbeitsausbeutung in den Kolonien legitimierten. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen Geschlechtergeschichte, Geschichte des (Post-)Kolonialismus, Arbeitsgeschichte und die Geschichte der Frauenbewegungen.

Deborah Pomeranz recently received a master's degree in American Studies from Humboldt University in Berlin, where she wrote an MA thesis about writer and activist Iris De La Cruz. She previously received her BA degree from Brown University. Her research focuses on race, sexuality, and social movements in the 20th century, as well as questions of methodology and interdisciplinarity in historical research. Her writing has been published in the graduate journals *aspeers* and *COPAS*.

Bisher erschienene Titel *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

- Jg. 28 | 2022** **Verschränkte Ungleichheiten in historischer Perspektive
(129 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 27 | 2021** **Digitalisierung (geschlechter-)gerecht gestalten
(227 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 26 | 2020** **Geschlecht, Migration und Sicherheit
(111 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 25 | 2019** **Geschlechtliche Vielfalt im Sport
(175 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 24 | 2018** **Der Ort des Politischen in den Critical Feminist Materialisms
(147 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 23_2 | 2017** **Kulturalisierung und Geschlecht
(125 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 23_1 | 2017** **Berufsorientierung – Erwerbsbiografie – Geschlecht
(131 Seiten), 22,00 €**
- Jg. 22_2 | 2016** **(Bio-)Diversität, Geschlecht und Intersektionalität
(141 Seiten), 22,00 €**
- Jg. 22_1 | 2016** **(152 Seiten), 22,00 €**
- Jg. 21_2 | 2015** **Medizin – Gesundheit – Geschlecht (135 Seiten), 19,90€**
- Jg. 21_1 | 2015** **Materialisierungen des Religiösen (117 Seiten), 19,90€**
- Jg. 20_2 | 2014** **Affect Studies – Politik der Gefühle (126 Seiten), 19,90€**
- Jg. 20_1 | 2014** **Bildung – Erziehung – Geschlecht (135 Seiten), 19,90€**
- Jg. 19_2 | 2013** **Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht
(140 Seiten), 19,90€**
- Jg. 19_1 | 2013** **(119 Seiten), 19,90 €**
- Jg. 18_1 | 2012** **Musik und Genderdiskurs (100 Seiten), 19,90 €**

Bezugspreise *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Einzelheftpreis (Print/PDF): 36,00 Euro
 Privat print Abonnement: 29,90 Euro
 Privat Kombi-Abonnement Print+Online: 38,00 Euro
 Privat Online-Only-Abonnement: 38,00 Euro
 Studierende Print Abonnement: 25,00 Euro
 Studierende Kombi-Abonnement Print+Online: 29,90 Euro
 Institutionen Print-Abonnement: 29,90 Euro
 Institutionen Kombi-Abonnement Print+Online Abo: 57,00 Euro
 Institutionen Online-Only-Abonnement: 57,00 Euro
 Jeweils zzgl. Versandkosten: 4,00 Euro Inland, 8,00 Euro Ausland
 Download Einzelbeitrag: 4,00 Euro
 (alle Preise verstehen sich inkl. MwSt.)

Manuskripte

Informationen zur Manuskript-Einreichung für die Calls for Papers der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* finden Sie auf unserer Homepage <www.fzg.uni-freiburg.de/autorinneninfos>.

Kontakt

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
 Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG), Belfortstraße 20,
 D-79098 Freiburg, Tel.: 0049-(0)761/203-8846, Fax: 0049-(0)761/203-8876
fzg@zag.uni-freiburg.de
<http://www.fzg.uni-freiburg.de/de>

Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien*

- Jg. 17, Nr. 1 | 2011 Migration – Mobilität – Geschlecht (380 Seiten)**
- Jg. 16, Nr. 1 | 2010 Feminisms Revisited (468 Seiten)**
- Jg. 15, Nr. 1 | 2009 Geschlechter – Bewegungen – Sport (418 Seiten, vergriffen)**
- Jg. 14, Nr. 1 | 2008 Kindheit, Jugend, Sozialisation (518 Seiten)**
- Jg. 13, Nr. 2 | 2007 Männer und Geschlecht (501 Seiten)**
- Jg. 13, Nr. 1 | 2007 Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten)**

- Jg. 12, Nr. 2 | 2006 **Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten)**
- Jg. 12, Nr. 1 | 2006 **Elternschaft (375 Seiten)**
- Jg. 11, Nr. 2 | 2005 ***Queering Gender – Queering Society* (376 Seiten)**
- Jg. 11, Nr. 1 | 2005 **Arbeit und Geschlecht (297 Seiten)**
- Jg. 10, Nr. 2 | 2004 **Entfesselung des Imaginären? – Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten)**
- Jg. 10, Nr. 1 | 2004 ***Screening Gender – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm* (347 Seiten)**
- Jg. 9, Nr. 2 | 2003 **Dimensionen von *Gender Studies*, Band II (391 Seiten)**
- Jg. 9, Nr. 1 | 2003 **Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten)**
- Jg. 7, Nr. 1 | 2001 **Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik (312 Seiten)**
- Jg. 6, Nr. 1 | 2000 **Beziehungen (310 Seiten)**
- Jg. 5, Nr. 2 | 1999 **Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten)**
- Jg. 5, Nr. 1 | 1999 ***Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)**
- Jg. 4, Nr. 2 | 1998 **Utopie und Gegenwart (237 Seiten)**
- Jg. 4, Nr. 1 | 1998 **Frauen und Mythos (302 Seiten)**
- Jg. 3, Nr. 1 | 1997 **Frauen und Körper (130 Seiten)**
- Jg. 2, Nr. 2 | 1996 **Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten)**
- Jg. 2, Nr. 1 | 1996 **Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten)**
- Jg. 1, Nr. 2 | 1995 **Frauenräume (168 Seiten)**
- Jg. 1, Nr. 1 | 1995 **Frauen und Wahnsinn (149 Seiten, vergriffen)**

Daniel Doll, Barbara Kavemann,
Bianca Nagel, Adrian Etzel (Hrsg.)

Beiträge zur Forschung zu
Geschlechterbeziehungen,
Gewalt und
privaten Lebensformen

Disziplinäres,
Interdisziplinäres und Essays

 Verlag Barbara Budrich

Doll | Kavemann | Nagel | Etzel
(Hrsg.)

**Beiträge zur Forschung
zu Geschlechterbe-
ziehungen, Gewalt und
privaten Lebensformen**

Disziplinäres, Interdisziplinäres
und Essays

2022 • 314 Seiten • Kart. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)

ISBN 978-3-8474-2590-8 • eISBN 978-3-8474-1777-4

Der Band präsentiert aktuelle interdisziplinäre Auseinandersetzungen mit Themen, die in den vergangenen 25 Jahren auch Gegenstand des Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts zu Geschlechterfragen Freiburg (SoFFI F.) waren. Neben den Themenschwerpunkten Familie, Geschlecht, Alter sowie Gewalt im Geschlechterverhältnis, vereint der Band Beiträge zu Agency, Forschungsethik, Interviewführung, Partizipation in Forschungsprozessen und zum Verhältnis von quantitativer und qualitativer Forschung. Dies wird flankiert durch Beiträge aus juristischer und gesellschaftspolitischer Perspektive.

www.shop.budrich.de



Andrea Günter

Philosophie und Geschlechterdifferenz

Auf dem Weg eines
genealogischen Geschlechterdiskurses

 Verlag Barbara Budrich

Andrea Günter

Philosophie und Geschlechterdifferenz

Auf dem Weg eines genealogischen
Geschlechterdiskurses

2022 • 274 Seiten • Kart. • 29,90 € (D) • 30,80 € (A)
ISBN 978-3-8474-2589-2 • eISBN 978-3-8474-1750-7

Seit mehr als 2500 Jahren sind Geschlechterkonzepte heiß umkämpft. Zur Orientierung in diesen Auseinandersetzungen ist es wichtig, ihre Traditionen ebenso wie eroberte Alternativen zu kennen. Simone de Beauvoirs Konzepte der „Existenz“ und „sexuellen Differenzierung“ und Hannah Arendts Begriff der „Pluralität“ stellen entscheidende Prüfsteine dafür dar, die philosophische Kategorienlehre und deren Verstrickungen mit Geschlechtertheoremen zu rekonstruieren.

Die Autorin untersucht Geschlechterdiskurse in der Philosophiegeschichte von der Antike bis in die Moderne, macht die zugrunde liegenden Konzepte sichtbar und zeigt darin Kontinuitäten und Brüche auf.

www.shop.budrich.de



Lisa Yashodhara Haller,
Alicia Schlender (Hrsg.)

Handbuch Feministische Perspektiven auf Eltern- schaft

Ein Bedeutungswandel in der Perspektive auf Elternschaft hält Einzug in feministische Auseinandersetzungen und Kämpfe, die sich immer stärker gegen Verhältnisse richten, in denen das Leben mit Kindern zur Zumutung wird. Autonomie und Selbstbestimmung sollen auch für Frauen erstritten werden. Das Handbuch geht der Frage nach, wie Mutterschaft, Vaterschaft und Elternschaft in unterschiedlichen feministischen Strömungen verhandelt werden. Es vereint Perspektiven auf die institutionelle Einbettung von Elternschaft, Wege in die Elternschaft und deren Ausgestaltung sowie Utopien vom Leben mit Kindern.

2022 • 632 S. • kart. • 59,90 € (D) • 61,60 € (A)
ISBN 978-3-8474-2367-6 • eISBN 978-3-8474-1501-5



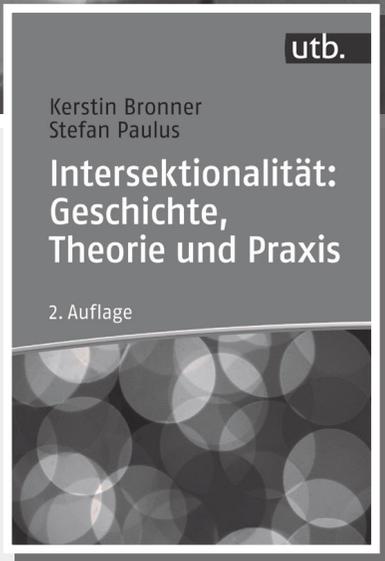
Autor*innenkollektiv
Geographie und Geschlecht

Handbuch Feministische Geographien

Arbeitsweisen und Konzepte

Das Handbuch Feministische Geographien lädt dazu ein, feministische Arbeitsweisen und Konzepte in der Geographie kennenzulernen und zu vertiefen. Feministische Geographien zeigen auf, wie sich Räume und intersektional gedachte Geschlechterverhältnisse gegenseitig beeinflussen. Räume reichen dabei vom Körper über das Haus bis hin zu Stadtteilen, Regionen, Nationen und globalen Beziehungen. Das Buch zeigt, wie feministische Geographien in der Wissenschaft, aber auch in praxisnahen oder politischen Kontexten gedacht, erforscht und gelehrt werden können.

2021 • 265 S. • kart. • 29,90 € (D) • 30,80 € (A)
ISBN 978-3-8474-2373-7 • eISBN 978-3-8474-1689-0



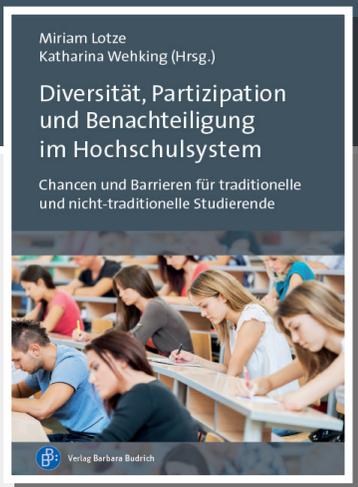
Kerstin Bronner
Stefan Paulus

Intersektionalität: Geschichte, Theorie und Praxis

*utb M • 2., durchgesehene Auflage 2021 • 146 Seiten. • Kart.
19,90 € (D) • 20,50 € (A) • ISBN 978-3-8252-5637-1 • auch als eBook*

Was ist Intersektionalität und wofür ist sie gut? Dieses Lehrbuch bietet eine fundierte und verständliche Einführung in das Thema samt Praxis- und Forschungsbezug – von der historischen Entwicklung des Konzepts im deutschsprachigen Raum bis hin zu seinem Nutzen zur Analyse sozialer Ungleichheit. Mithilfe praxisbezogener Umsetzungsbeispiele erörtern die Autor*innen außerdem, welche Chancen und Herausforderungen ein intersektioneller Analyseblick sowohl für die Forschung als auch für die Praxis bereithält.

www.utb-shop.de



Miriam Lotze,
Katharina Wehking (Hrsg.)

Diversität, Partizipation und Benachteiligung im Hochschulsystem

Chancen und Barrieren
für traditionelle und
nicht-traditionelle Studierende

2021 • 273 Seiten • Kart. • 34,90 € (D) • 35,90 € (A)
ISBN 978-3-8474-2518-2 • eISBN 978-3-8474-1673-9

Chancengleichheit für Studierende und Studieninteressierte unabhängig von ihren sozialen und kulturellen Hintergründen sowie ihrer gesundheitlichen oder familiären Situation zu erreichen, stellt noch immer eine große Herausforderung für das deutsche Hochschulsystem dar. Betrachtet man beispielsweise den aktuellen Hochschul-Bildungsreport, so wird deutlich, dass das Hochschulsystem zwar klare Fortschritte hinsichtlich einer chancengerechten Bildung gemacht hat – größere Verbesserungen zwischen den Berichtszeiträumen blieben allerdings aus.

Der Band nimmt in seiner Gliederung alle Phasen des *student life cycle* in den Blick und verbindet sowohl theoretische als auch praktische und empirische Beiträge zu der Hochschulbeteiligung von diversen Studierendengruppen, die bisher noch nicht systematisch in den Blick genommen wurden (u.a. Care Leaver Studierende, geflüchtete Studierende usw.).

www.shop.budrich.de